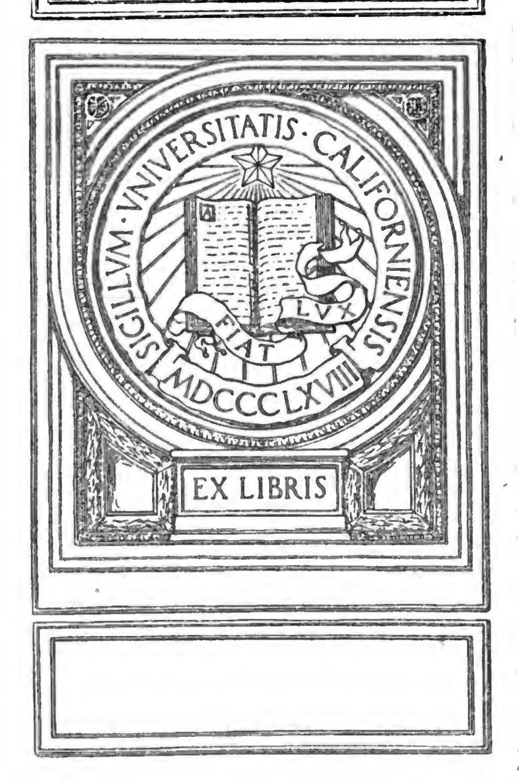
WIRKUNG IN DIE FERNE: UND ANDERES

Hermann Bahr




· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

HERMANN BAHR

WIRKUNG IN DIE FERNE

UND ANDERES



WIENER VERLAG



Wirkung in die Ferne

und Anderes

Von **Hermann Bahr** sind im Wiener Verlag außerdem erschienen:

Secession

Mit Umschlagzeichnung von J. Olbrich. 2. Auflage.

Der Franzl

Fünf Bilder aus dem Leben eines guten Mannes.
Buchschmuck von Alfred Roller. 2. und 3. Auflage.

Rede über Klimt

2. Tausend.

Hermann Bahr

Wirkung in die Ferne

und Anderes



Wiener Verlag
1902



Buchdruckerei „Industrie", Wien.

Das Käferl.

1900.

1

Das Käferl.

Zum letzten Mal geht Fräulein Jeanette mit ihm aus. Zum letzten Mal! Sie kann es noch gar nicht fassen. Zum letzten Mal . . . und dann nie wieder . . . nie! Sie hat es ja wissen müssen. Sie wundert sich auch gar nicht; sie wehrt sich nicht — sie ist ganz still, sie wird nicht weinen; es muss ja sein . . . und sie hat es ja immer gewusst! Aber dann? Morgen! Wenn er weg sein wird! Weg . . . und nie wieder sehen . . . nie! Wie soll sie denn ohne ihn leben? . . . Und ihr wird ganz schwarz und sie ist wie betäubt und sie hat solche Angst.

Fräulein Jeanette ist eine kleine Schweizerin, seit vier Jahren als Gouvernannte in Wien. Eines Tages ist sie durch den Volksgarten gegangen, da hat Paul sie gesehen. Paul

hat sie angesprochen, sie ist beleidigt gewesen — und so weiter, die ewige Geschichte. Das ist jetzt gerade drei Jahre her. Paul hat in der letzten Zeit schon angefangen, es ein bisschen lange zu finden. Da hat er die Stelle in Bozen bekommen, als Concipient bei einem Advocaten. Das ist ihm sehr angenehm So löst sich die Sache von selbst. Und einmal muss es ja sein. Paul, ein sehr gescheiter Mensch und sehr correct, hat nämlich das Princip: Alles zu seiner Zeit! Zur rechten Zeit das Vergnügen, zur rechten Zeit die Arbeit. Zur rechten Zeit lieben und zur rechten Zeit heiraten. Aber nur nichts übertreiben. Drei Jahre ist gerade genug. Da kommt ihm denn das mit Bozen sehr gelegen. So löst sich die Sache von selbst. Er braucht nicht zu „brechen". Das hat er nicht gern.

Unangenehm war ihm nur, es ihr zu sagen. Aber brieflich — nein, das hätte nicht gut ausgesehen. Er hat nämlich das Princip: Nur ritterlich, nur immer männlich! Er ist also heroisch gewesen und hat es ihr gestern gesagt. Wer liebt, muss auch ein Opfer bringen können. Es ist übrigens besser gegangen, als er gedacht hatte. Sie hat nicht getobt, sie hat nicht geheult. Man merkt eben seine Erziehung an ihr. Er hat nämlich das Princip: Nur keine Scene!

Das weiß sie und er muss sagen: Sie hat sich sehr gut gehalten. Keine Thränen, kein Geschrei. Nur ein bisschen blass ist sie geworden. Und dann hat sie eine Bitte an ihn gehabt: Heute noch einmal mit ihr zu gehen, denselben Weg wie damals, als sie zum ersten Mal mit ihm ausgegangen ist, vor drei Jahren. Nun, er hätte sich das eigentlich lieber erspart. So ein langer Abschied, so ein letzter Tag — das war eigentlich wenig nach seinem Geschmack. Er ist nicht für solche Sachen. Er hat nämlich das Princip: Nur keine unnütze Aufregung! Sie hat es sich indessen aber nicht ausreden lassen. Und er hat doch nicht gut nein sagen können. Schließlich bringt er eben das Opfer. Und so geht er denn noch einmal mit ihr, zum letzten Mal, denselben Weg, wie damals, vor drei Jahren.

Alles wie damals! Ganz genau! Das hat sie sich ausbedungen. Und sie gibt genau acht, Punkt für Punkt. Er hat sie in der Früh abholen müssen, sie sind nach Rodaun gefahren, sie haben beim Stelzer gegessen, Krebse und ein Roastbeef mit Sauce tartare — o, sie weiß ja noch alles von damals: jeden Bissen, den sie damals gegessen, jedes Wort, das sie gesprochen haben. Und bei jedem Schritte fragt sie ihn wieder: Erinnerst Du Dich noch? Dabei hilft

ihr noch der Zufall: es ist gerade so ein schöner Tag wie damals. Und nach dem Essen gehen sie wieder durch den Wald, gegen die Mühle hin, und sie hängt sich ein und rings ist es ganz still und es wird sehr heiß. Wie damals! Erinnerst Du Dich noch? Er findet das eigentlich recht kindisch. So mit sich selber Komödie spielen, die Komödie des eigenen Gestern! Er ist nicht fürs Erinnern, es kommt selten was heraus dabei. Aber was will er thun? Er muss ja noch froh sein, wenn sie nicht tragisch wird. Er hat ohnedies immer so ein gewisses Gefühl. Er traut ihr nicht.

Und sein Gefühl hat recht: sie wird tragisch. Plötzlich — mitten im Wald — ganz unvermuthet, ohne Uebergang. Sie ist eben noch ganz ruhig und heiter gewesen, auf einmal stößt sie ihren Schirm so heftig in die Erde, dass er abbricht, und fährt los. Er ist ganz erschrocken, er weiß gar nicht, was sie auf einmal hat. Aber sie ist jetzt nicht mehr zu halten. Die Worte überstürzen, übersprudeln, überschlagen sich. „Warum? warum war das gerade ihr geschehen? Was hatte sie denn gethan? Warum musste gerade sie das Opfer sein? Tausende waren schlechter und wurden glücklich. Nur sie — warum sollte gerade sie das bisschen Glück

gleich mit dem ganzen Leben bezahlen? War das gerecht? O, er sollte nur ruhig sein, er brauchte sich nicht zu fürchten! Sie verlange nichts von ihm, sie hatte es ja immer gewusst! Aber warum? Warum ist das so eingerichtet auf der Welt, dass die einen alles dürfen, und nichts ist ihnen verboten und alles geht ihnen gut aus, und die anderen — denen ist alles verwehrt, und nichts wird ihnen gegönnt?! Was ist das für eine Gerechtigkeit? Was hatte sie denn gethan? Man muss doch etwas gethan haben, wenn man bestraft wird! Aber nein! Die einen werden unverdient belohnt, die anderen werden ohne Schuld gezüchtigt — man muss rein glauben: der Teufel herrscht in der Welt! Ja, der Teufel!"

Sie hatte das alles in der aufregenden Art der Französinnen gesagt, die leicht gleich ins Declamieren geräth. Dabei lehnt sie an einer Birke und zittert am ganzen Leibe und ist ganz bleich. In der Hand hat sie immer noch den Schirm mit der abgebrochenen Spitze.

Paul hebt die Spitze auf, nimmt ihr den Schirm weg und sieht den Bruch an. Ihm ist das sehr zuwider. Was hat denn das für einen Sinn? Und jeden Augenblick konnte wer kommen. Das auch noch! Was sollte man von ihnen

denken? Er hat nämlich das Princip: nur nicht vor den Leuten!

„Was regst Du Dich denn auf?“ sagte er. „Das hat doch gar keinen Zweck. Damit verderben wir uns nur den schönen Tag! Schau, wenn Du willst, kannst Du mir ja ein anderesmal — oder Du kannst mir das ja schreiben! Wir werden uns ja doch öfter schreiben. Gelt? Sei vernünftig!“ Und er will sie zärtlich am Kinn nehmen. Sie macht sich los und geht. Sie beißt sich auf die Lippen und wirft den Kopf zurück. Dann sagte sie, wieder ganz ruhig, nur ein bißchen müde: „Du hast recht, ich bin dumm! Verzeih'! Komm!“ Und sie nimmt den Schirm, nimmt die Spitze, wirft sie in die Luft, fängt sie mit ihren langen, dünnen Fingern auf und trällert leise dazu. Er folgt ihr. Bald verstummt sie. Sie gehen schweigend. Sie kommen aus dem Walde, über den Bach, in die Sonne. Drüben steigt ein schmaler Weg steil an. Sie geht voraus. Plötzlich schreit sie leise auf. Er sieht sie erschrecken und gleiten, er springt hin und fängt sie noch. „Was ist denn?“ fragt er leicht besorgt, etwas ungeduldig. „Was hast Du denn schon wieder?“ Sie kann noch gar nicht reden, sie zeigt nur mit der Hand, ganz entsetzt: „Da!“ Er sieht nichts. „Aber was denn?“ Sie

blickt scheu hin. Und ganz leise, athemlos: „Schau nur! Das gräsſliche Thier!"

Er muſs lachen. Er hat es jetzt gesehen. Es ist ein Käfer, ein kleiner dicker Käfer, der über den Weg kriecht. Der Käfer hat sich aus Erde und Staub eine große Kugel gemacht, die stößt er mit dem Kopfe vor sich her, und plagt sich und wälzt sie, gegen den Rand des Weges hin.

„Aber geh'," sagte er, „wie kann man denn so ungeschickt sein! Schau Dir das arme Käferl doch an! Schau', wie es schwitzt! Das wird Dich nicht beißen. No, so komm doch her!"

Sie zögert noch immer, die Hände mit Abscheu ausgestreckt, aber er faſst sie, zieht sie hin, und wie sie jetzt das dicke Käferl in der Nähe sieht, muſs sie selber lachen. „Ich bin nur so erschrocken," entschuldigt sie sich. „Zuerst schaut man aber doch," sagt er. „Das Käferl da ist ja froh, wenn es selbst das Leben hat. Schau' nur, wie es schleppt!" Und sie betrachten jetzt beide das Käferl, das die große Kugel wälzt. Das ist nicht leicht. Gegen den Rand hin ist es da nämlich uneben und das Käferl muſs ordentlich antauchen. „Das ist offenbar ein Käferl," erklärte Paul, „das sich eine Villa bauen will, weißt? Das da, was es da schleppt,

das ist offenbar das Hochparterre. Verstehst? Aber jetzt! Da schau — jetzt wird es wild! Ah, da hört sich doch alles auf, was so ein Käferl für Ideen hat!" In diesem Augenblick gibt nämlich das Käferl der Kugel einen Stoß, dass sie rollt. „Sehr gescheit!" sagt Paul. Und das Käferl rennt der Kugel nach. Aber das Käferl hat vergessen, dass da ein kleiner Stein ist — an den Stein stoßt die Kugel an, prallt ab und liegt wieder unten. Das Käferl dreht sich um und schaut. „Ja, mein Herr," sagt Paul, „das kommt davon, wenn man es sich gar zu bequem machen will! Jetzt bin ich neugierig." Aber das Käferl ist beharrlich, beutelt sich ab, kehrt um, kriecht herab, packt wieder an und beginnt wieder zu schieben. „Das nennt man Charakter," sagt Paul. „Es ist doch interessant, da sieht man deutlich, es weiß ganz genau, wohin es will. Es hat sich da oben offenbar einen sehr guten Bauplatz gekauft! Aber, mein Käferl, mir scheint, du stellst dir das auch leichter vor, als es ist. Da wirst du noch gehörig antauchen müssen!" Je höher das Käferl kommt, desto schwerer wird nämlich die Geschichte, weil da Steine und Stauden und die schrecklichsten Gefahren sind. Aber das Käferl gibt nicht nach, lässt die Kugel nicht mehr aus und stoßt und schiebt und pufft, bis

sie wirklich oben ist — da hält es an, da legt es sie hin, unter ein paar Gräser, und stellt sich daneben und rastet sich aus. „Aha," sagt Paul, „also da ist der Platz! Das Käferl ist ganz schlau: da hat es eine schöne Aussicht und Schatten ist auch, von den Gräsern! Mein Käferl, du bist ein Lebemann, du kennst dich aus! Und schau nur, wie vergnügt es jetzt dasteht, ganz stolz! Da sieht man halt gleich, was ein Hausherr ist! Aber wart' nur! Du sollst das Leben erst kennen lernen — denn das Schicksal schreitet schnell!" Und Paul läßt Jeannetten los, macht behutsam einen Schritt hin und hebt leise seinen schmalen, dünnen Stock. „Jetzt paß' auf," sagt er. „Jetzt kommt die Katastrophe. Jetzt werden wir sehen, wie es sich benehmen wird!" Und er nähert sich ein wenig, neigt sich behutsam vor und gibt der Kugel mit dem Stock einen ganz kleinen Puff — die Kugel springt, rollt und liegt wieder unten, weg von den Gräsern, unten in der Sonne. „Ja, da schaust," sagt Paul triumphierend. „So ist das Leben!" Aber das Käferl ist nicht faul, rennt der Kugel nach, packt sie an, dreht sie um und taucht, bis es sie wieder oben in den Gräsern hat. Aber jetzt ist es schon klüger geworden, jetzt kratzt es die Erde auf, ein ganzes Loch, und legt dann die

Kugel behutsam hinein, wie in ein Bett, und stellt sich in seiner ganzen Breite vor sie hin, wie ein Wächter. Und da wird Paul bös, weil Jeannette lacht. Das läſst er sich nicht gefallen, daſs das Käferl recht behalten soll. „Glaubst Du," sagt er höhnisch und stupft wieder mit dem Stock an die Kugel. Aber Jeannette will nicht mehr. „Geh', lass' es jetzt schon," sagt sie. „Komm'!" Und sie will gehen. Aber Paul ruft ihr nach: „Noch einen Moment! Bleib' da! ich muſs Dir noch was zeigen." Sie wendet sich um und sieht ihn an. Er lacht leise. Sie kennt dieses Lachen. Er hat es manchmal, und es steht ihm sehr gut. Er zeigt dabei seine großen weißen Zähne, und das frische Gesicht bekommt einen spöttischen, fast ein wenig grausamen Zug. Sie mag das aber nicht: denn meistens sagt er dann etwas, das ihr wehthut. „Komm doch schon," sagt sie. Aber er tritt zu ihr, hängt sich ein und sagt, indem er auf das Käferl zeigt, auf das arme Käferl, das sich jetzt wieder in der Sonne plagen muſs: „Was glaubst Du, was denkt sich das Käferl jetzt? Es ist doch offenbar ein gebildetes Käferl, das sieht man an allem. Es baut sich eine Villa, es gehört also der besitzenden Classe an, es hat also gewiſs eine gute Erziehung genossen, es hat gewiſs eine Menge ge-

lernt, es hat sich gewiss eine geschlossene Weltanschauung erworben. Ja — und jetzt steht es da mit der Weltanschauung! Jetzt muss es an der ganzen Philosophie doch verzweifeln! Nicht? Jetzt muss es sich doch sagen: „Wie ist das, wie geht das zu? Woher kommt das? Da gibt's andere Käferln, die sind faul, die liegen irgendwo im Schatten, unter einem Gras, und pflegen sich und thun gar nichts. Ich aber, ein braves Käferl, ein wahres Muster von einem Käferl, das in der Sonne schwitzt und sich plagt — ich werd' vom Schicksal so behandelt! Warum? Warum gerade ich? Ist das gerecht? Warum ist das so eingerichtet auf der Welt, dass manchen Käferln alles glückt — und andere Käferln sollen sich nicht einmal eine Villa bauen?" Und wenn das Käferl bisher fromm gewesen ist, so wird es jetzt ein Atheist oder es sagt gar: Die Welt regiert der Teufel, und will vom lieben Gott nichts mehr hören, weil das keine Gerechtigkeit ist! Der liebe Gott kann aber doch gar nichts dafür, der liebe Gott ist so weit weg vom Käferl! Und wenn das Käferl glaubt, dass ich der Teufel bin — aber Käferl! Ich hab' dir ja gar nichts gethan! Hab' ich das Käferl quälen wollen? Ich hab' bloß sehen wollen, wie es sich benehmen wird! Und ich hab' halt ein

bissl mit ihm gespielt! Wenn aber das Käferl deswegen jetzt gleich ein Bösewicht wird, dann ist es sehr dumm. Geduld muss ein Käferl haben. Geduld!"

Jeannette hat den Blick gesenkt. Jetzt sagt sie traurig, langsam, mit einem leisen Vorwurf: „Paul, Du meinst . . ."

„Ich mein' gar nichts," sagt er kurz. „Ich habe nämlich das Princip: nur nicht docieren, nur keine guten Lehren! Ich sage nur: wenn ein Käferl gescheit ist, fragt es nie, warum. Davon hat man gar nichts. Und ein gescheites Käferl hadert auch nicht gleich mit dem lieben Gott und wird nicht gleich bös auf das Schicksal, sondern es denkt sich: Aha, jetzt spielt sich das Schicksal wieder einmal ein bissl mit mir, weil es sehen will, wie ich mich benehme; ich sitze ihm aber nicht auf, ich warte es ab, es wird schon wieder aufhören!"

Sie stehen noch immer in der Sonne, Jeannette und Paul; und unten kriecht das Käferl. Da legt er den Arm auf sie und zieht sie fort: „Komm, Käferl! Wir wälzen halt alle unsere Kugel — und keiner weiß, was ihm passiert, und keiner weiß, warum. Die Hauptsache ist, dass man sich gut benimmt dabei." Und er lacht; ihr aber ist zum Weinen.

Wirkung in die Ferne.

1900.

Wirkung in die Ferne.

I.

Ich hatte mich vor ein paar Jahren aus der Stadt in ein Jägerhaus geflüchtet, das, eine halbe Stunde von einem See, mitten im Walde gelegen war. Ich war ganz allein; den Jäger bekam ich oft tagelang nicht zu sehen und hatte nur mit einem trübsinnigen alten Weib zu thun, das ihm die Wirtschaft führte und mich mürrisch bediente. Meistens lag ich vor dem Hause, etwas seitwärts vom Wege, unter einem großen Baum, spielte mit den Hunden oder konnte auch stundenlang in einer merkwürdigen inneren Dämmerung, ohne eigentlich zu schlafen, doch träumend und wie in einem schweren Rausch von allerhand Gestalten seltsam wirr bedrängt, durch die Zweige hinauf ins Blaue

sehen. Diesen Sommer begab es sich, dass es fast nie regnete, sondern eine Reihe der reinsten Tage war, nur zum Erdrücken heiß, so dass ich oft, im Schatten und ohne mich zu regen, von der bloßen Luft ganz müde und beängstigt wie auf einem langen Marsche wurde, so schwül und fast drohend war sie. Dann kroch ich wohl bisweilen zum See hin, badete, legte mich ins Boot, um zu trocknen, wo denn wieder das Blaue über mir war, sprang noch einmal ins Wasser, ließ mich auf dem Rücken treiben, wenn gegen Mittag sich der leise Wind erhob, und so vergieng mir in einem unthätigen, doch manchmal geheimnisvoll erregten Zustande die Zeit. Da fiel mir eines Tages ein, einmal in die „Lucke“ hinaufzusteigen. So heißt ein Geröll am Abhange des Berges, der sich hinter dem See erhebt. Unten ist der Berg bewaldet, oben beschneit, aber zwischen diesen zwei Zonen ist ein steiles Gebiet, anfangs noch mit Knieholz kümmerlich bewachsen, dann ganz öde, nur steinig. Sah ich nun vom Boote aus hinauf, so hatte, zwischen dem fast blauschimmernden Gipfel und dem tiefschwarzen Walde hinter dem See, gerade diese felsige Einöde, von der Sonne grell beschienen, einen großen Reiz für mich, und nahm manchmal mit ihrer Wildnis einen fast bösen

Zauber an, dem ich endlich nicht länger zu widerstehen mich eines Tages entschloss. Auch sollte von dort ein Steig hinüber zur grünen Alm führen, den ich suchen wollte, um den Ausblick ins andere Thal zu haben, das, viel freundlicher, sehr bewohnt, mit mehreren Dörfern und einigen Kirchen dem seit Wochen Einsamen, der Menschen Entwöhnten eine Abwechslung bieten konnte. Mühsam genug, manchesmal anhaltend, um zu verschnaufen, kletterte ich ohne rechten Weg, half mir dann rutschend an einem Stecken durchs Geröll und hatte nach zwei Stunden doch eine Stelle gewonnen, wo ich nun nach Herzenslust auf meinen stillen See herabsehen und mir ganz stolz vorkommen konnte. Nun dachte ich, wenn ich schon so weit war, es wäre gescheiter, gleich jenen Steig zu suchen, von dem man mir gesagt hatte, dass er zur Aussicht ins andere Thal führe. Ich fand ihn leicht, anfangs kaum ausgetreten, weiterhin gangbarer, hatte auch bald das schöne Bild zu genießen, ließ mich aber dann von einem Holzwege verlocken abzugehen, weil ich wissen wollte, wohin man da komme. Ich vermuthete nämlich, so vielleicht um den ganzen Berg herum auf die andere Seite zu gelangen, wo mir dann nicht bang war, schon wieder einen Abstieg zur Lucke oder gleich zu

meinem See herab zu finden. Ich hatte mich aber getäuscht oder merkte vielleicht nicht gut auf: kurz, auf einmal kannte ich mich gar nicht mehr aus und hatte die Richtung ganz verloren. Umkehren wollte ich nicht und hielt es für das Beste, mich schnurgerade hinabzuwenden, wo ich ja doch irgendwo endlich ins Freie treten musste und mich dann schon, nach irgendeinem Berge, den ich erkannte, zurechtfinden konnte. So rannte ich denn, schon ungeduldig, quer durch den Wald, nach einer Lichtung spähend, als ich mich auf einmal wieder auf einem Pfade fand und, ihn verfolgend, plötzlich mit einer scharfen Wendung auf eine Wiese geführt ward, die, rins von Tannen eingeschlossen, hell um eine kleine Holzhütte grünte. Was sollte ich nun thun? Wieder im Walde, wäre ich wieder ohne Richtung gewesen, und auf gut Glück so fortzugehen, dauerte mir allmählich doch schon zu lange. Vielleicht war aber in der Hütte jemand zu finden. Ich wollte mich nähern, da erblickte ich drüben, dort, wo mein Steig sich auf der anderen Seite wieder in den Wald verlor, vor einem Marterl eine Gestalt, einen alten Mann, wie es schien, der da kniete und betete, recht wie ein Eremit anzusehen, da er, wie ich näherkommend bemerkte, nicht nach der Art un-

serer Bauern gekleidet war, sondern eine schmutzige, lange Kutte trug, wie die Slovaken haben. Ich war aber nicht in der Laune, mir darüber erst Gedanken zu machen, sondern froh, mich erkundigen zu können, rief ich ihn schon von Weitem an. Er erschrak, wandte sich heftig um, und sich mit beiden Händen an dem Stamm haltend, richtete er sich mühsam auf. Ich sah nun, indem ich mich winkend näherte, dass er sehr alt war und, mit dem struppigen weißen Bart, den unordentlichen, langen Haaren, ein verwildertes und schlimmes Aussehen hatte, das man nur nicht gefährlich nennen konnte, weil er doch ganz hinfällig, ausgezehrt und gebrechlich schien. Indessen hatte er mich erblickt, riss die Augen auf, als ob ich ein Gespenst gewesen wäre, und kehrte sich mit einer Geberde des Entsetzens ab, so gut es seine versagenden Füße erlaubten, nach dem Walde rennend. Ich konnte mir das nicht erklären, hatte aber nicht Lust, noch ein paar Stunden herumzuirren, und so setzte ich ihm nach und holte ihn mit ein paar Sprüngen ein. Als ich bei ihm war, warf er sich platt auf die Erde und grub sich förmlich mit dem Kopfe ein, sich von hinten mit den Händen bedeckend. Ich musste lachen, weil ich ihn gar nicht begriff, trat hinzu und sagte: „Aber Alter! Was hab'n S'

denn? I thu' Ihnen ja nix! Sie soll'n m'r bloß den Weg nach der grünen Alm zeig'n. Also g'schwind!" Dabei berührte ich ihn leicht mit meinem Stecken. Er aber sprang jetzt auf, als ob er mir an die Kehle fahren wollte, aufs äußerste gereizt, keuchend und mit einem solchen Ausdruck von entschlossenem Zorn in den harten blauen Augen, dass ich unwillkürlich fester meinen Stecken ergriff, und so maßen wir uns einen Moment, aber dann, höchst betroffen, trat ich zurück, da ich ihn erkannte — ich wusste nur noch nicht gleich, wer es sein konnte, war aber sicher, ihn zu kennen. Und während ich noch nachdachte und mich, verwundert, ja erschrocken, nicht gleich fassen konnte, war er zu mir getreten, hob die gefalteten Hände flehentlich auf und schrie heiser: „Sie werden mich nicht verrathen! Ich hab' Ihnen doch nie etwas gethan! Sie geht's ja gar nichts an, was kümmern denn Sie sich?" — „Aber Herr Secretär," sagte ich, denn nun wusste ich es auch schon, aber er ließ mich nicht reden, sondern, am ganzen Körper zitternd, fuhr er fort, mich anzuflehen, dass ich ihm nichts thun sollte, und ich hatte die größte Mühe, ihm begreiflich zu machen, dass ich bloß den Weg zur Alm wissen wollte.

„Dort, dort!“ schrie er, indem er mir die Richtung wies. „Aber gehn S' schon, gehen S'!“ Und ich sah schon, dass mir nichts übrig blieb, als ihm nachzugeben, und kehrte mich ab, um den Weg zu betreten, den er mir gezeigt hatte. Kaum hatte ich aber, noch ganz verdutzt, ein paar Schritte gemacht, als ich hinter mir rufen hörte und, zurückblickend, ihn mir winken sah, der mir athemlos nachgehumpelt kam. Ich blieb stehen und erwartete ihn; er brauchte eine Zeit, um sprechen zu können, so erschöpft war er vom Laufen, und so erregt war er noch. Er hatte seine alte Hand auf meinen Arm gelegt, und ich fühlte, wie es ihm zuckend durch den ganzen Körper schlug. Ich war auch von der ganzen Scene noch so beklommen, dass ich nichts zu sagen wusste, sondern nur, um ihn zu beruhigen, gezwungen lachte: „Aber Herr Secretär, was is Ihnen denn?“ Endlich fasste er sich und sagte: „Entschuldigen Sie! Es is ja zu dumm von mir, Ihnen fallt das doch gewiss nicht ein, ich war nur früher so erschrocken, aber nicht wahr“ — und er wurde wieder heftiger, und wieder drückte sein Blick jene fast drohende Angst aus — „nicht wahr, Sie geb'n mir Ihr Ehrenwort? Sie müssen mir Ihr Ehrenwort geben!“ „Ja!“ antwortete ich verlegen, um ihn

nur zu beschwichtigen, „aber was denn? Ich weiß ja gar net, was Sie eigentlich wollen.“ „Ihr Ehrenwort?“ wiederholte er noch einmal, fast wild, und wieder fühlte ich seine dürren Finger zittern. „Ja!“ „Dass Sie es keinem Menschen sagen, keinem Menschen auf der Welt! Das geht die Leute nix an, ich hab' recht g'habt, jeder wehrt sich schließlich!“ Ich sah auf, so seltsam war sein Ton. Er konnte es nicht aushalten, er blickte scheu weg. „Ihr Ehrenwort,“ wiederholte er nur leise, bittend. Ich gab ihm meine Hand: „Mein Ehrenwort!“ Er hielt meine Hand fest und sagte noch einmal: „Keinem Menschen auf der Welt!“ Ich bestätigte: „Keinem Menschen!“ „Danke,“ sagte er still, dumpf, tief aufathmend, und ließ mich los. In einem ganz anderen Tone fuhr er dann fort: „Geh'n S' nur immer den Weg da fort und in einer halben Stunde sind Sie in der grünen Alm. Aber niemand weiß dort meinen Namen, sondern die Leute sagen nur „der Professor“. Und Sie haben mir Ihr Ehrenwort gegeben!“ Dabei sah er mich prüfend an und zögerte einen Moment, aber ich fühlte wohl, dass er mir noch etwas zu sagen hatte. Nach einigem Kampfe entschloss er sich endlich und setzte ganz einfach, beinahe grob hinzu, indem er

mit dem Kopfe nach der Hütte auf der Wiese hinter uns zeigte: „Kommen S' nächstens zu mir! An einem Dienstag! Jetzt is' schon besser, wenn Sie es genau erfahren! An einem Dienstag!“ „Schön, abgemacht,“ sagte ich kurz. Aber er wiederholte noch einmal, fast belustigt: „Aber an einem Dienstag!“ Ich nickte nur und gieng meinen Weg, fast froh, dem Alten zu entkommen, den ich mir gar nicht mehr erklären konnte. Als ich mich dann umschaute, stand er noch immer, vorgebeugt, blickte mir nach und legte nun den hageren Zeigefinger an den Mund, Schweigen gebietend, und so sah ich ihn, so oft ich mich umkehrte, wie eine Bildsäule des Schweigens stehen, bis mir ihn eine Wendung des Weges entzog, der nun rasch freier und breiter wurde und mich bald zur lieblichsten Matte brachte.

Ich war die letzte halbe Stunde gerannt, ohne irgendetwas zu denken, ganz wirr; Ermüdung, Staunen, Schrecken hatten mich ganz betäubt. Ich wollte nur fortkommen. Erst als ich in der grünen Alm saß, fieng ich an, mich nach und nach zu erinnern, mir nach und nach alles zu reimen. Es fiel mir jetzt ein, dass ich voriges Jahr einmal über den Secretär reden gehört hatte. Es hieß damals, er sei wunder-

lich erkrankt und von Anverwandten fortgebracht worden, und ich weiß noch, wie schmerzlich es mich damals berührte, dass ein ganzer Kreis, in dem ich Schönes erlebt hatte, vom Schicksal auf eine rauhe und schreckliche Weise gesprengt und zerrissen worden war. Aber ich hatte es damals bald vergessen, wie es schon in der großen Stadt geht, wo die Forderungen des Tages so mächtig sind. Nun aber kam ich tief ins Denken an jenen Kreis, an jene Zeit. Und indem ich langsam, nur von einem Träger begleitet, in mein Jägerhaus zurückkehrte, war ich von lieblichen Gestalten, guten Erinnerungen wunderbar umgeben.

Ich muss aber jetzt sagen, wer der Secretär war, und woher ich ihn kannte. Doch bleibe er ungenannt, seiner Leute wegen, die sich in angesehenen Stellungen befinden. Er heiße Christian.

II.

Ich hatte den Secretär in einem Hause kennen gelernt, in dem ich eine Zeit viel verkehrte, um eines Mädchens willen, das mir sehr wert war. Das ist wohl ein etwas preciöses Wort, ich weiß aber kein anderes, um eine Neigung zu bezeichnen, die manchmal von Liebe gar

nicht mehr weit entfernt, aber doch durch Achtung und eine gewisse Scheu gemildert, gebändigt war. Das ist so merkwürdig: wie ich es aussprechen will, kommt mir alles falsch und grob und unwahr vor, so zart und still und in keine Worte zu fassen war das Gefühl, das mich zu der jungen Dame wunderbar hinzog, ohne daſs ich es mir selbst erklären konnte, indem ich wohl in der Ferne von ihr fast wie ein Liebender litt, aber sogleich, wie ich nur bei ihr eingetreten war, das dunkle Speisezimmer durchschritten hatte und nun in dem kleinen Gemach neben ihr saß, wo sie sich meistens am Fenster mit Zeichnen oder Sticken oder sonst einem kunstvollen Spiele beschäftigte, dann sogleich ganz ruhig und heiter und jeder heftigeren Laune, jedes kühneren Wunsches unfähig war. Ich konnte dann stundenlang mit ihr allein sein, ohne auf so einen Gedanken zu kommen, wie sie einem in Gegenwart eines hübschen, jungen Mädchens eigentlich ganz natürlich sind. Ich hätte mich nie getraut, eine jener Berührungen zu suchen, durch welche man sich in solchen Fällen, und wäre es nur des Spasses wegen, leise anzumelden pflegt. Ja, mehr als das: ich konnte überhaupt gar nicht daran denken. Erst jetzt, bei der Erinnerung, wenn ich es mit anderen Beziehungen vergleiche,

in denen ich sonst zu Mädchen oder Frauen gestanden bin, fällt es mir auf und ich wundere mich ein wenig über mich selbst. Damals ist es mir ganz selbstverständlich gewesen. Das Schöne war eben gerade, dass ich mir gar nichts dabei dachte, gar nichts wusste, gar nichts wollte, mich nicht lange fragte, warum ich denn in dies Haus gieng und bei diesem Kinde saß, sondern mich unbedenklich, unabsichtlich der süßen Gewalt einer stillen, frohen Anziehung ergab und in einem gelinden Taumel mir über nichts Sorgen machte, der schönen Stunden froh, ohne zu fürchten oder zu wünschen, dass es jemals anders werden könnte. Das Sonderbare war aber, dass es nicht bloß mir so gieng, sondern auch allen anderen, die das Mädchen umgaben. Es war nämlich nach und nach ein ganzer Kreis geworden, ein förmlicher „Hof“, wie wir uns selber scherzhaft nannten, die sich um die kleine Königin mit Huldigungen bemühten: ein in der Stadt sehr bekannter Arzt, ein junger Beamter aus der Intendanz, ein Universitätsprofessor, ein Pianist und Christian und ich, lauter Leute, die schon über dreißig, aber alle noch unverheiratet waren und alle einem Gaste wohl als Bewerber um die Gunst des jungen Mädchens vorgekommen wären, während es doch keiner

ernsthaft war, sondern einer nur den anderen mit lustiger Eifersucht verdächtigte. Jeder hatte das Air eines Liebhabers, keiner durfte doch oder wollte auch nur solche Ansprüche machen. Es kam vor, dass wir uns selbst, wenn wir bisweilen nachher in ein Kaffehaus giengen, über unser Wesen, das doch gar keinen Sinn zu haben schien, spöttisch machten und einander fragten, was denn das eigentlich sollte, was wir denn eigentlich wollten. Dann meinte der eine wohl, es hätte gerade die Unschuld solcher spielenden Verhältnisse für Männer, die schon manches gekostet haben, einen besonderen Reiz; ein anderer erklärte resolut, dass wir einfach Hasenfüße wären, und uns nicht trauten; der dritte kam auch mit einer sentimentalen Erklärung von reiner Zuneigung oder Seelenfreudschaft und solchen Dingen, durch die sich zartere, ängstlichere Naturen wohl manchmal täuschen lassen; aber alle wussten wir doch ganz genau, dass es das nicht war, dass es anders und mehr war, als irgendeiner sagen konnte. Damit man sich aber nun etwa nicht einen falschen Begriff mache, muss ich jetzt bemerken, dass unser Verkehr in jenem Hause keineswegs etwas Künstliches hatte und gar nicht geziert war, wie man etwa vermuthen möchte, sondern es herrschte der

natürlichste Ton, und in guter Laune ließ sich das Mädchen wohl auch einmal einen kaum mehr erlaubten Scherz, eine recht freie Geschichte unbedenklich gefallen, schon aus Schadenfreude, um zu sehen, wie sich der Secretär aus der Verlegenheit zog, der das durchaus nicht leiden konnte. Er war es überhaupt, den wir nach ihrer Anleitung gern etwas zu sticheln und unschuldig zu hänseln trachteten. Er verkehrte im Hause viel länger als wir alle und wurde als der Berather der Mama, der nach dem Tode des Vaters alles geordnet und die schwierige Auflösung des Bankgeschäftes durgeführt hatte, und als der Verwalter ihres nicht großen, aber doch auskömmlichen Vermögens fast wie ein Onkel gehalten. Wie alt er damals war, könnte ich nicht angeben, da sich bei seiner strengen, pedantischen Haltung, bei seinem ausrasierten Gesichte eines Hofbeamten, das ebensowohl einem gutconservierten Fünfziger, wie einem verärgerten Dreißiger gehören konnte, darüber gar nichts vermuthen ließ. Wir hielten es nur für ausgeschlossen, dass er noch im Ernste daran denken konnte, sich um ein Mädchen zu bewerben. Er schien uns zum Hagestolz, beinahe hätte ich gesagt zur alten Jungfer geboren, und gerade deswegen war es uns ein Hauptspass, so

zu thun, als ob er der begünstigte Freier wäre und als ob wir ihn alle zu beneiden Ursache hätten. Er schien sich mit gutem Humor darein zu schicken, und ich bewunderte manchmal seine Laune, seine Geduld, wie er sich geschickt in dieser eingebildeten Rolle zu bewegen und unsere nicht immer sehr zarten Einfälle zu ertragen wusste. Wir trieben nämlich mit ihm den größten Unsinn, wie wir überhaupt nichts lieber thaten, als einander zu necken, aufsitzen zu lassen, ja manchmal ganz barbarisch zu quälen, und ich habe mich oft gewundert, wie kindisch ernste Männer sein können, und wie sie dann, wenn sie ein paar Stunden, wie man das in Wien nennt: „gedalkt" hatten, noch ganz glücklich waren und mit dem Gefühle eines „wirklich schönen Abends" nachhause giengen. Aber in jenem Hause nahm eben alles, wie gewöhnlich es im Grunde sein mochte, einen eigenen Reiz, ja Zauber an. Warum, könnte ich nicht sagen. Es war so eine gesunde und gute Luft dort.

Im Scherze fragten wir uns wohl manchmal, was denn aus uns allen und dem heiteren Kreise werden solle, wenn sich das Mädchen verheirate. Dann wurde wohl beantragt, der Freier müsse sich vor allem bei uns melden, von uns geprüft werden und um unsere Zustimmung

anhalten. Jeder zählte dann seine Forderungen, seine Bedingungen auf, und wir waren einig, sie nur einem bequemen Manne zu gönnen, der sich verpflichte, uns in unserem fröhlichen Leben durch seinen Eintritt nicht zu stören. Zum Schlusse hieß es aber bei solchen Gesprächen meistens, es werde ja doch niemand anderer als der Secretär sein, der aber noch viel zu jung sei und erst gescheiter werden müsse, worauf ihn das Mädchen mit einer etwas verschmitzten Unschuld zu bitten pflegte, sich doch ein wenig zu tummeln. Doch waren wir so thöricht, gar nicht daran zu denken, dass es jemals Ernst werden könnte, sondern lebten so im Dusel schöner Stimmungen dahin, bis eines Tages ihre Verlobung mit einem Hauptmanne im Generalstab uns aus allen Himmeln riss. Das kam nämlich so schnell, dass wir wirklich ganz betroffen waren. Sie hatte den Hauptmann, der aus einer Mailänder Familie stammte, die aber schon seit hundert Jahren in österreichischen Diensten stand, auf dem Lande kennen gelernt, und als er dann im Herbste, nachdem sie zurückgekehrt waren, eines Abends unter uns trat, sahen wir wohl alle sofort, dass unsere Rollen ausgespielt waren. Ich kann mir nämlich nicht leicht einen Menschen ausdenken, der besser zu

ihr gepaſst hätte. Wenn man ſich vorgenommen hätte, eigens einen Mann für ſie zu erfinden, das richtige Gegenſtück zu ihr, ſo hätte nichts anderes herauskommen können, als eben der Hauptmann war. Groß, ſehr ſchlank, ja mager, aber ſtahlhart und von einer ſeltſamen ruhigen Energie in jeder Bewegung; keineswegs was man ſchön nennt, aber äußerſt gewinnend im ganzen Ton, in jeder Geberde, im Reden und im Schweigen; eigentlich von ſtillem Weſen, faſt bedächtig, faſt ein biſschen langſam, aber ſo, daſs man ſich unwillkürlich wünſchte, in ſolche feſte Arme genommen und durch das Leben getragen zu werden. Und wenn wir von ihr einmal erklärt hatten, ſie ſei gar kein beſonderes Mädchen, ſondern eben das Mädchen, weil ſie eigentlich gar keine eigenen Eigenſchaften hätte, ſondern eben der reinſte Ausdruck des Mädchenhaften wäre, ſo konnte man von ihm ſagen, daſs er eben der Mann war. Noch glich er ihr auch darin, daſs er meiſtens zu ſcherzen ſchien, alles auf die leichte Achſel nahm, bei wichtigen Anläſſen gerade nur das Nöthigſte ſagte, ohne daſs man deswegen je an ihm gezweifelt hätte, ſondern man wuſste ſofort, daſs er ein durchaus ernſter und verläſslicher Mann war.

Er ſtand in Innsbruck, hatte nur ein paar

Tage Urlaub, und da alles mit der Mama früher schon abgeredet schien, wurde die Hochzeit sehr beschleunigt, bevor wir armen Ritter noch recht zur Besinnung gekommen waren. Ich muss aber sagen, dass wir, bei allem Verdrusse, auf einmal delogiert zu sein, uns eigentlich doch ganz anständig benahmen, indem wir wirklich nicht neidisch waren, sondern uns herzlich des Glückes freuten, das zwei solche Prachtmenschen verbunden hatte. Nun, wir sollten das Glück nicht lange zu loben haben. Wir waren noch alle in der Kirche, nachher gab es ein heiteres Mahl, wo dann unter manchen Spässen unser Kind dem fremden Herrn übergeben wurde, dann verschwand das Paar, um den Express nach Innsbruck zu benützen, der drei Stunden später hinter Melk entgleiste: unter den Todten war der Hauptmann, die junge Frau wurde gerettet.

Wie das eigentlich geschehen war, haben wir nie erfahren. Ich fuhr, gleich nachdem die schreckliche Nachricht gekommen war, mit ihrer Mama nach Melk, konnte aber nicht mit ihr sprechen, da sie sich in einem Zimmer des Gasthofes abgesperrt hatte und nicht zu bewegen war, irgendjemanden als ihre Mutter zu sehen, auch sich bei dem Begräbnis nicht zeigte, sondern

gleich nach Torbole reiste, wo der Hauptmann ein Schloss besaß, das sie seither noch nicht verlassen hat. Von den Bahnleuten hörte ich nur, dass der Express in einen Lastzug hineingefahren war, wobei die ersten Wagen völlig zertrümmert wurden, der Schlafwagen aber, in dem sich das Paar befand, förmlich in die Luft gehoben, in der Luft durch den Stoß umgedreht und auf die Seite, eine Böschung hinab, geworfen worden war; die Reisenden hatten nur ein paar Stöße gespürt und waren bis auf ein paar Quetschungen unverletzt herausgezogen worden. Nur den Hauptmann fand man todt; er musste in das Fenster gefallen oder es mochte irgendein spitziger Gegenstand auf ihn gestürzt sein: denn er hatte eine Wunde am Halse.

Ich schrieb später ein paarmal an die junge Witwe, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen, erhielt aber nur ein Schreiben der Mama, sie lasse mir danken, sei aber unfähig, mir zu antworten, da sie durch nichts erinnert werden wolle. Ich versuchte es später noch einmal, ohne besseren Erfolg. Nach und nach gewöhnte ich mich daran, an sie nur wie an eine liebe Todte zu denken, und höchstens, wenn ich einem aus jenem Kreise wieder einmal auf der Gasse begegnete, fielen mir die alten Erinne-

rungen ein. Dies war aber sehr selten, da wir jeder einer anderen Welt angehören, anderen Geschäften nachgehen, andere Orte besuchen, und so wurde nach und nach jene ganze Zeit in mir ausgewischt. Wie oft verlieren wir ja Dinge, ohne die wir gar nicht leben zu können glaubten, und leben doch weiter, andere gewinnend, die wir auch wieder verlieren werden, und so immer fort, nichts bleibt, nichts hält aus, nichts ist treu, wir selbst sind es ja auch nicht.

Jetzt aber war durch jene merkwürdige Begegnung mit dem Eremiten, in dem ich den Hofsecretär erkannt hatte, die ganze alte Zeit in mir aufgewacht, und ich sah ihre Personen wieder, hörte unsere Scherze wieder, und wenn ich nun in den nächsten Tagen mich im Boote vom Winde treiben ließ, tauchten hundert Schatten auf, schwebten tausend Erinnerungen hervor.

Ich erinnerte mich nun, dass ich den Secretär seit jener Zeit nur ein paarmal im Burgtheater bei Nachmittagsvorstellungen an Sonntagen gesehen hatte, die er ungern versäumte. Wir hatten uns aus der Ferne begrüßt, aber nichts miteinander gesprochen, uns eher vermieden, weil das ja ein so ungeschicktes Gefühl

ist, wenn man einmal mit jemandem intim gewesen und es nicht mehr ist, wo man nun gar nicht weiß, wie man sich verhalten, was man sagen soll, und höchstens auch noch das Alte zerstört. Ich war der Meinung gewesen, er werde sich eben mit der Zeit einen anderen Kreis gesucht haben, da ich ja wusste, dass er in vielen Familien gerne gesehen war, oder er habe sich mit einer seiner Liebhabereien getröstet, wie er ja von je ein eifriger Sammler alter Stiche und seltener Wiener Drucke gewesen war. Schließlich machte ich mir darüber auch weiter keine Gedanken, da man ja um so pünktliche Menschen nicht besorgt, sondern ganz ruhig ist, dass sie sich aus allen Lagen schon wieder zurechtrücken werden. Dass ich ihn jemals so verändert, ja verstört finden würde, hätte ich mir nicht träumen lassen und ich hatte auch gar keinen Anhalt, zu errathen, zu vermuthen, was denn mit ihm geschehen sein konnte oder was er denn gethan haben mochte.

In der grünen Alm, wohin ich nach ein paar Tagen wieder kam, brachte ich das Gespräch mit einem Knecht auf den „Professor", wie er mir ja gesagt hatte, dass er bei den Leuten hieß. Da war nun aber nicht viel zu erfahren. Man wusste nichts, als dass er vor

zwei Jahren, von einem fremden Herrn begleitet, in die Gegend gekommen war und einige Tage in der Alm logiert hatte. Dann war der Fremde zu dem Förster gegangen, um diesem jene Hütte auf der Wiese abzumieten, und weil der Förster keine Verfügung hatte, sondern ihn an den Herrn wies, dem die Jagd gehörte, war der Fremde zu diesem, einem jungen Grafen, nach Graz gefahren und nach einer Woche, während der Professor die Alm nicht verließ und sich vor gar keinem Menschen zeigte, mit einem Schreiben des Grafen an den Förster zurückgekommen. Seitdem lebte er in jener Hütte, von einem blödsinnigen, halb verthierten Burschen bedient, den der Fremde im anderen Dorfe drüben für ihn aufgenommen hatte. Der Fremde aber war abgereist und hatte sich seitdem nicht mehr gezeigt. Man wusste nur, dass an den Förster regelmäßig Geld von Wien aus geschickt wurde. Uebrigens meinte der Knecht, es sei gar kein Zweifel, dass der Alte verrückt sei, aber ein harmloser Narr, der nichts thue, als den ganzen Tag vor dem Marterl knien und beten. Abends sitze er manchmal vor der Hütte und weine schrecklich, dass er einem wirklich leidthue. Aber man dürfe nicht versuchen, sich ihm zu nähern oder gar zu fragen, was ihm

fehle: denn dann fange er zu toben an und habe einmal Kinder, die sich beim Beerensuchen auf seine Wiese verirrt hatten, unter entsetzlichem Geheul mit seinem Stecken bedroht und mit gräſslichen Verwünschungen bis auf die Alm herunter verfolgt, wo sie denn athemlos und schreiend ankamen und man Mühe hatte, den Rasenden, der ganz außer sich war, mit Schlägen und Stößen zu bändigen und zu vertreiben. Seitdem habe der Förster angeordnet, daſs niemand mehr die Wiese betreten solle, und nun scheine der alte Narr sich mit dem blödsinnigen Burschen ganz gut zu vertragen, und man habe schon lange nichts mehr von ihm gehört.

Das alles klang mir nun so unwahrscheinlich, daſs ich es kaum glauben konnte. Verrückt, wild, boshaft, das waren lauter Dinge, die zu allem, was ich von dem Secretär wuſste, wie ich diesen strengen und genauen und fast ein biſschen pedantischen Beamten kannte, so gar nicht paſsten. Kann denn ein Mensch plötzlich sein ganzes Wesen verlieren und ein anderes bekommen? Er kann verstört werden, durch Unglück oder Schuld, aber der Gedanke läſst sich doch kaum ausdenken, daſs ein Guter plötzlich bös werden, daſs einer die Grundlinien seiner Natur sollte verleugnen oder verlieren können.

Vor so einem Gedanken schaudert man so zurück, weil man dabei unwillkürlich an sich selbst denkt. Die einzige Möglichkeit zu leben, ist doch nur in der Gewissheit, dass manche Dinge für uns ganz ausgeschlossen sind, dass sie uns nicht geschehen können, weil uns unser Wesen davor bewahrt. Wenn es aber möglich ist, dass wir uns heute schlafen legen, und morgen steht mit uns, in uns ein ganz anderer Mensch auf, wovor können wir uns dann noch sicher fühlen?

III.

Ich fand den Secretär vor seiner Hütte auf dem Boden liegen, in der schmierigen Kutte hingestreckt, den Kopf an die Thür gelehnt. Als er mich oben aus dem Walde treten sah, richtete er sich auf, gieng mir entgegen und nöthigte mich, in die Hütte zu kommen. In diesem engen und niederen Raum, der nur einen Herd, ein unordentliches Bett und eine Kiste enthielt, war aber ein solcher Qualm, eine so dicke und widerliche Luft, dass ich nicht bleiben konnte, sondern ihm vorschlug, uns doch lieber auf die Wiese oder in den Wald zu setzen. Er schien Angst zu haben und wollte mich durchaus bereden, es doch zu versuchen, bis ich einfach hinausgieng, es ihm überlassend, ob er mir folgen wollte.

Dies that er endlich, nachdem er zuvor den blödsinnigen Burschen mit einer Besorgung in die Alm fortgeschickt hatte, ihm unter schrecklichen Drohungen verbietend, vor einer Stunde heimzukehren. Der Blödsinnige humpelte weg, dann trat Christian aus der Thür, eine abgegriffene Ledermappe unter dem Arm, den er steif an den Leib presste, sah scheu über die Wiese nach dem Walde, winkte mir, ihm zu folgen, und lud mich ein, mich mitten in der Wiese neben ihn zu setzen, wo wir denn in der ärgsten Sonne waren, aber dafür jeden, der von irgendeiner Seite aus dem Walde treten mochte, sogleich erblicken mussten. Bisher hatte er mich mit einer fast altväterischen Artigkeit behandelt, die ganz seiner früheren pedantischen und dienstbeflissenen Art entsprach. Nun aber riss er mich plötzlich am Arme, grinste widerwärtig, und indem er fast in mich hineinkroch, zischelte er mir ins Ohr: „Dienstag! Erinnern Sie sich? An einem Dienstag ist es gewesen. Da hab' ich ihn ermordet. Den Dienstag hab' ich gern!" Und er rieb sich vergnügt die Hände, dabei immer jene Mappe steif unter dem linken Arme haltend.

Ich sprang auf, seine Nähe war mir unerträglich. Er erschrak heftig, und seine Furcht benützend, wies ich ihn an, hier sitzen zu bleiben,

ich wollte rauchend neben ihm auf- und abgehen. Er hatte Angst, dass uns jemand hören könnte. Ich antwortete, dass wir doch ganz allein wären, und gab es ihm übrigens frei, ob er es mir auf diese Weise erzählen oder lieber ganz schweigen wollte, machte auch schon Miene, mich zum Walde hin zu entfernen. Da fieng er zu wimmern und zu betteln an, war mit allem einverstanden und begann zu erzählen.

Das heißt, erzählen kann man das eigentlich nicht nennen. Er sprach ganz so, wie man träumt: manchmal durchaus klar, mit peinlicher Ordnung aller Gedanken, sehr verständig, sehr genau und mit allen Details, aber plötzlich abreißend, ausspringend, das Wichtigste vergessend, so dass man auf einmal gar nicht mehr wusste, woher denn das Folgende gekommen war, das sich aber jetzt wieder in aller Ordnung und mit der größten Genauigkeit abspielte und abspann. Ganz unbeträchtliche Dinge behandelte er höchst geheimnisvoll und wollte sie mir ins Ohr sagen können, so dass ich ihn mit aller Strenge von mir ab und auf seinen Platz zurückweisen musste. Dann beutelte er sich wieder vor Lachen und schrie laut, dass man es bis in den Wald hinauf gehört hätte. Manchmal hatte er ganz den accuraten und gesitteten Ton, den

ich so viele Jahre an ihm gewohnt gewesen war, aber dann schien plötzlich eine böse Macht über ihn zu kommen, er schüttelte sich, der Unterkiefer gab, vorgeschoben und vorhängend, seinem ganzen Gesichte etwas Tückisches und er war wie ein Besessener, schauerlich und scurril zugleich, anzusehen. Dann verwirrte sich auch alles, er erzählte Späteres früher, griff vor, schob ein, fieng plötzlich von den Bauern hier zu reden an, bedauerte, dass er die Kinder, als er sie hinunter in die Alm jagte, nicht eingeholt und zerrissen hatte, trommelte auf der Mappe und schien sich mit irgendeiner in der Mappe eingesperrten Person zu unterhalten, sie zu verhöhnen, ihr schadenfroh Vorwürfe zu machen, so dass ich die größte Mühe hatte, in den verschlungenen Worten einen Faden zu finden, um doch nach und nach das Ganze anzuknüpfen.

Das Ergebnis war schließlich folgendes:

Erstens wurde mir klar, dass er sich seit Jahren als den stillen Verlobten jenes Mädchens betrachtet hatte. Ich konnte mir schon ungefähr vorstellen, wie das gekommen war. Er mochte sich lange nicht getraut haben, sich selbst sein Gefühl einzugestehen, und hatte dann wohl eine große Angst, sich vor der Zeit zu verrathen und so, wenn sie etwas merkte, alles zu ver-

derben. Er beschloss also, auf eine, wie er meinte, sehr feine Art, sich vorerst zu versichern, ob sie ihm gewogen war, und legte schüchternen Huldigungen, Blumen, die er brachte, Billetten, die er besorgte, Begleitungen ins Concert, offenbar eine Bedeutung bei, die sie nur für ihn hatten, während das junge Mädchen sie als eine Galanterie aufnahm, bei der man sich gar nichts zu denken hat. Mich frappierte nun vor allem sein Gedächtnis: er wusste das Datum der kleinsten Dinge. In dem und dem Jahre hatte sie an dem und dem Tage bei der und der Gelegenheit das und das gesagt, irgendeine nichtige und harmlose Bemerkung, die er nun aber auf eine andere bezog, mit einer anderen verglich, die sie drei Monate, ja ein Jahr später gethan, und aus lauter solchen nichtigen Sätzen baute er nun mit einer unheimlichen Logik einen Zusammenhang auf, in dem plötzlich alles einen ganz anderen Sinn bekam, plötzlich alles ein Wink oder ein Wunsch oder ein Versprechen ward. Er kam mir wie ein Untersuchungsrichter vor, in dessen Händen jedes unbefangene Wort zum Beweise und aus lauter Zufälligkeiten ein Strick gedreht wird. Die Sache wurde noch ärger dadurch, dass er Worte oder Handlungen des Mädchens offenbar auch auf Dinge

bezog, die er sich nur gedacht hatte. Er liebte zum Beispiel leidenschaftlich die Musik, hatte da aber sehr starke Sympathien und Antipathien, die er jedoch als ein höflicher Mann niemandem aufdrängen wollte, ja kaum gelegentlich einmal aussprach. Wurde nun abends Musik gemacht und es traf sich, dass irgend jemand in der Gesellschaft sich ein Lied, das er nicht mochte, von dem Mädchen zu hören erbat, sie aber aus irgendeinem Grunde nicht wollte und etwa gar noch ein anderes sang, das ihm lieb war, so nahm er dies als ebenso viele geheime Zeichen von Gunst, Winke, dass er nicht verzagen sollte, Ermunterungen auf und an einem solchen Abend hatte er selig in sein Tagebuch geschrieben: Heute hat mir Caroline unzweideutig ihre Liebe gestanden. Da er nun selbst so genügsam war und in jedem Blick, in jedem Bändchen, das sie ihm einmal lachend schenken mochte, schon ein Zeichen sah, nahm er dasselbe von ihr an, rechnete damit, dass auch für sie das Gewähren oder Versagen irgendeiner gleichgiltigen Bitte dieselbe tiefe Bedeutung hatte wie für ihn und lebte sich so in ein ganz eingebildetes Verhältnis ein, das immer ernster, immer fester wurde, bis er bald nicht mehr zweifelte, sie an den Altar führen zu dürfen,

sobald er nur Hofrath geworden wäre. Das war nämlich die zweite fixe Idee von ihm: irgendwie hatte er zu entnehmen geglaubt, dass ihr oder vielleicht auch nur der Mama sein Rang nicht genüge und er erst noch um eine Stelle vorrücken müsse, um mit seiner Bewerbung öffentlich werden zu dürfen. Daher hatte er ja auch jene Denkschrift über die Ersparungen im Hofhalte ausgearbeitet, von der er uns, wie ich mich jetzt erinnerte, damals mit besonderer Vorliebe erzählte, wo wir denn einige Zeit den größten Spass mit allerhand tollen Vorschlägen hatten, wie man vielleicht an Zündhölzchen oder Federhaltern noch die größten Oekonomien machen könnte. Ihm aber war es Ernst, weil er nur so hoffen konnte, sich auszuzeichnen und mit einem Sprunge seine sämmtlichen Vormänner im Amte einzuholen.

Als nun eines Abends der Hauptmann in unseren Kreis trat, meinte Christian, es sei nur auf eine Prüfung abgesehen. Prüfungen spielten nämlich überhaupt in seinen Gedanken eine große Rolle. Er erzählte mir eine Menge Sachen, die er gethan hatte, um Caroline zu prüfen, allerdings so seltsam, dass ich mich abwenden musste, um ihm nicht ins Gesicht zu lachen. Er malte sich nämlich sein ganzes

künftiges Leben mit ihr aus und erdachte mit dem größten Scharfsinn alle möglichen Fälle, die später einmal ihr Glück stören könnten und denen er, eben durch solche Prüfungen, vorbeugen wollte. Er fragte sich also etwa: Wie wird sie sich benehmen, wenn man mich bei ihr verleumdet und ich irgendwie verhindert werde, mich sogleich zu rechtfertigen, meine Unschuld sogleich zu beweisen? Um das zu erfahren, erzählte er nun abends ziemlich auffällig, dass er gestern in der Josefstadt gewesen, nannte irgend eine Choristin und fügte hinzu, sie habe sehr gut gespielt, dies so oft und so lange wiederholend, bis richtig einer von uns die kleine Choristin verdächtig zu finden und ihn mit ihr zu necken anfieng, worauf er nun Caroline auf das schärfste beobachtete, die natürlich höchstens dazu gutmüthig lachte oder ihm mit dem Finger drohte. Dann gieng er selig nachhaus und schrieb in sein Tagebuch: „Fest und treu; golden. Verleumdungen werden unserem Glücke nichts anhaben können." Am nächsten Tag aber sagte er auf einmal mit einem bedeutsamen Blick: „Es ist ja gar nicht wahr, ich war neulich gar nicht in der Josefstadt," und nun brauchte sie ihn nur noch am selben Abend zu bitten, er möge ihr morgen ein Buch aus der Leihbibliothek be-

sorgen, und er deutete sich das wieder als eine Antwort in seinem Sinne aus, daſs sie ihn verstanden habe und er sich nicht ängstigen solle, sie werde in allen Intriguen ausharren.

Er faſste also den Hauptmann, alle unsere Vermuthungen, die wir an sein Erscheinen knüpften, ja die Verlobung selbst und die Anstalten zur Hochzeit als eine letzte Prüfung auf, durch die er, wie er sagte, beweisen sollte, ob er „gediegen" sei. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn da doch zu unterbrechen und zu fragen, wie er sich das eigentlich gedacht hatte, ob er denn keinen Moment miſstrauisch geworden war, ob ihm denn nicht eingefallen war, daſs man doch nicht vor der ganzen Stadt eine Komödie aufführen, Karten drucken und den Geistlichen bestellen kann. Er glaubte aber noch heute fest daran, daſs Caroline es nur als eine Prüfung gemeint hatte; das sei ja eben die ungeheure Schurkerei des Hauptmanns gewesen, daſs er sie so schändlich betrogen, ihr Vertrauen getäuscht habe und nicht, wie es ausgemacht gewesen, am Altare zurückgetreten sei.

Von diesem Moment an wurde seine Erzählung wieder eine Strecke lang ganz klar. Er hatte erwartet, daſs sich in der Kirche alles auf-

klären und nun die große Belohnung für seine gute Haltung kommen werde. Als nun die beiden aber die Ringe wechselten, habe es ihn, während er bis dahin gefasst, ja heiter und voll froher Erwartungen gewesen, plötzlich durchschossen: wie aber, wenn der Hauptmann ein Schurke wäre? Da sei ihm aber eingefallen, einmal gehört zu haben, dass es ja auch eine Heirat durch Stellvertretung gibt; er habe nun gedacht, dass man das Ganze erst bei dem Diner aufklären wolle, sei aber doch schon sehr erregt gewesen, weil er es undelicat fand, eine Probe so weit zu treiben, was ihn sogar einen Augenblick an Caroline irre gemacht habe. Während wir uns zum Essen setzten, sei er eine Zeit im Zimmer daneben auf- und abgegangen, um sich zu beruhigen und die nothwendige Fassung zu erringen. Dabei habe er auf dem kleinen Schreibtische der Mama eine Photographie des Hauptmannes erblickt und, da er schon Verdacht hatte, an sich genommen, um gewissermaßen seinen Zügen abzusehen, ob man ihm ein solches Verbrechen zumuthen könnte. Da sei jemand eingetreten, um ihn zu rufen, und er habe das Bild gedankenlos eingesteckt. Beim Essen sei er nun wie in einem schweren Dunst dagesessen und habe seine ganze Kraft gebraucht,

um nicht aufzuschreien, es sei genug, man solle doch aufhören. Und nun verwirrte sich seine Darstellung wieder. Es muss jetzt jemand vom Schlafwagen gesprochen, vielleicht auch eine freie Anspielung gemacht haben, wie man sich sie wohl, wenn der Wein kommt, bei Hochzeiten erlaubt. Jedenfalls wusste er plötzlich gar nichts mehr, als dass er ein Bild gesehen habe, das er mir genau beschrieb. Er beschrieb mir das Innere eines Schlafwaggons, oben das Tuch vors Licht gezogen, am Fenster aber einen Säbel hängend und daneben die Hose eines Militärs. Mit diesem Bilde sei er stundenlang in der Stadt herumgeirrt, wie lange, wisse er nicht, und dann endlich, völlig erschöpft und sinnlos, zuhause in seinen Kleidern auf sein Bett gefallen, dann aber, vielleicht nach Stunden, plötzlich durch einen Druck oder Stich am Beine erwacht. Da habe er in die Tasche gegriffen, einen festen Gegenstand gefühlt, herausgezogen, Licht gemacht und nachgesehen. Als er nun die Photographie erblickte, sei auf einmal wieder jener Waggon, die Lampe verhängt, der Säbel leise am Fenster baumelnd, über der Hose dagewesen, und jetzt habe er in gräßlicher Wuth ein Messer an sich gerissen und den Hauptmann erstochen.

„Sie sind ein Narr, Christian,“ sagte ich trocken.

„Warum denn?“ fragte er, ganz sachlich, indem er ruhig zu mir aufsah.

„Weil Sie . . .“ Ich wollte ihm heftig entgegnen, aber er unterbrach mich gelassen: „Warten Sie! Ich hab' ja den Beweis.“ Er sagte dies ganz stolz. Seine bösen Augen funkelten, und mit wilder Freude zog er einen kleinen Schlüssel aus der Tasche, sperrte die Mappe auf, griff tief hinein, wickelte aus einem weichen Papier eine Photographie und reichte sie mir. Es war ein Bild des Hauptmannes, am Halse durchbohrt. Ich gab es ihm zurück, er schloss es wieder ein. Seine Miene war jetzt ernst geworden, er sah traurig vor sich hin. Dann schüttelte er sich, zuckte leicht die Achseln und sagte: „Er hat es verdient.“

Ich wollte nun doch versuchen, ob es nicht möglich wäre, seinen Wahn durch Verstand zu widerlegen. „Lieber Freund,“ sagte ich, „passen Sie einmal auf! Nicht wahr, das wissen Sie doch: der Zug, in dem Caroline mit dem Hauptmanne fuhr, ist entgleist oder in einen anderen Zug hineingefahren, ich erinner' mich nicht mehr so genau . . .“

Ungeduldig sagte er: „Das war doch

später! Da war der Hauptmann schon todt. Das war ja mein Glück. So weiß es niemand als Caroline, und die wird nichts sagen, weil sie froh ist, dass ich sie verschont habe. Das hat eben das Schicksal so gefügt, das mit der Entgleisung, um mich zu schützen, weil es meine That billigt. Er hat es verdient."

Ich gab aber nicht so leicht nach und meinte, ihn durch ein scharfes Verhör doch auf einen Punkt zu bringen, wo er mir nicht antworten könnte; war nur einmal eine Masche zerrissen, so gieng, glaubte ich, das ganze Netz auf.

Da warf er mir plötzlich ein: „Ja, wie wär' denn dann die Polizei auf meine Spur gekommen?"

„Die Polizei?" fragte ich betroffen. „Hat denn die Polizei . . .?"

„Natürlich," sagte er fast lustig, „natürlich war sie schon auf der Spur, nur bin ich eben gescheiter." Und er lachte vergnügt in sich hinein.

Nun erfuhr ich erst, dass er zunächst ganz ruhig fortgelebt hatte. Er fühlte sich sicher, Reue empfand er nicht, und so gieng er ruhig in sein Amt und seinen Gewohnheiten nach, im Inneren noch durch den Glauben an einen Wink

des Schicksales befestigt, den er in jener Entgleisung sah. So hatte er schon ein ganzes Jahr verlebt, als er eines Abends, spät noch wach und mit seiner Sammlung beschäftigt, unten im Hofe ein ungewöhnliches Geräusch vernahm und, ans Fenster tretend, im Thor zwei Männer mit dem Hausmeister sprechen hörte, deren Flüstern er nicht verstehen konnte, die er aber als Polizisten erkannte. In namenloser Angst sei er sofort aus dem Zimmer gestürzt, auf der Stiege in eine Nische gekrochen und da zusammengekauert geblieben, bis die Männer, die sich offenbar geirrt hatten und einen Stock höher giengen, vorüber waren, dann aber athemlos, so wie er war, ohne Hut und Rock, zu seinem Bruder gerannt, dem er alles gestanden und ihn zu retten, um der ganzen Familie willen, beschworen habe. Von ihm begleitet, sei er dann in diese Gegend geflohen, während die Polizei das Nest leer gefunden und nun in ihrem Verdrusse einen Kammerdiener im dritten Stock verhaftet habe, der irgendetwas gestohlen haben sollte.

IV.

So seltsam diese Begegnung war, hatte ich sie doch mit der Zeit vergessen, als ich heuer im

Winter schmerzlich an sie erinnert wurde. Ich bekam eines Tages einen Brief; in den runden, mehr gemalten als geschriebenen Buchstaben der Adresse erkannte ich sogleich Carolinens Hand. Sie war in Wien, blieb nur einen Tag, und ich sollte sie im Matschakerhof besuchen; wir wollten wieder einmal beisammen sein, wie damals. Ich eilte hin, die Freunde waren schon versammelt, und ich wunderte mich eigentlich, sie so gar nicht verändert zu finden. Wäre sie nicht schwarz gekleidet gewesen, so hätte ich denken können, das alles nur geträumt und sie erst gestern noch gesehen zu haben. Sie hatte noch ganz denselben stillen und heiteren Ton, dasselbe freundliche und ungetrübte Wesen. Kaum an einem leisen Zucken des Augenlides bemerkte ich später doch, welchen Zwang sie sich anthat, und dann erzählte mir ihre Mama, dass sie seit Monaten schwer erkrankt sei, oft tagelang in einem starren Zustand liege, ohne sich zu bewegen, ohne einen Menschen ertragen zu können, und wenn sie sich beherrsche, dies nachher mit entsetzlichen Qualen zu büßen habe; es sei aber doch gut für sie, wenn sie manchmal sich zu beherrschen gezwungen werde, weil sie dann wenigstens momentan ihre Schmerzen vergesse, gleichsam wie ein Schauspieler, wenn er aus der Couliſſe tritt, kein

Zahnweh mehr spürt; im Uebrigen sei ihre letzte Hoffnung ein Arzt in Thüringen, nach dessen Sanatorium sie am nächsten Tage abreisen wollten.

Wir unterhielten uns natürlich von der alten Zeit und erinnerten uns mancher Vorfälle, mancher Scherze von damals, die Caroline in bester Laune beschrieb. Da geschah es, dass einer der Freunde davon sprach, wie man sich in der großen Stadt völlig verlieren, wie da jemand förmlich in die Erde hinein versinken und verschwinden könne, und nannte Christian, von dem man gar nichts mehr höre, den man nirgends sehe. In diesem Augenblick gieng Caroline, eine Tasse Thee in der Hand, gerade an meinem Stuhl vorbei. Als der Name Christians ausgesprochen wurde, glitt sie, wie es schien, auf dem Boden aus, ich fieng sie auf und fragte sie besorgt. Sie war aber gleich wieder gefasst, schüttelte leise den Kopf und athmete einige Secunden sehr tief. Dann sagte sie, scheinbar ganz ruhig: „Bitte, reden wir nicht von ihm: er ist ein schlechter Mensch!“ Und mit feinstem Takt wusste sie sogleich dem Gespräch eine lustige Wendung zu geben; ich wunderte mich aber doch, da ich sie niemals so hart über

einen Menschen hatte urtheilen hören. Mir war dabei ganz kalt geworden.

Den ganzen Abend konnte ich es nicht vergessen. Als ich dann allein nachhause gieng, hörte ich immer noch das: „Er ist ein schlechter Mensch!“ Und ich sah immer noch ihren Blick. Wie merkwürdig sie das gesagt hatte! Ganz kurz, gewaltsam ruhig, aber so gepresst und mit einem solchen Zittern in der mühsamen Stimme! Und ein Blick, schief und starr und so gehetzt, so gequält — dieser abscheuliche Blick! Was war das gewesen? Sie hatte doch Christian seitdem nicht gesehen. Und sie hatte ihn doch immer gern gehabt. Warum also plötzlich? Wusste sie von seiner Einbildung? Kannte sie seinen Hass? Hatte sie ihn vielleicht damals schon, bei dem Mahle nach der Hochzeit, instinctiv gespürt? Wusste sie, dass er das Bild gestohlen hatte? Und errieth sie, ahnte sie? Oder — oder —? Ich erschrak vor mir selbst, wie meine Gedanken sich verwirrten. Hatte mich der Narr mit seinem Wahne angesteckt? Und — und wenn es kein Wahn war? Wenn er ihn wirklich, durch eine ungeheure Anstrengung seines Willens, getödtet hatte? Wer kennt unsere Grenzen? Wenn vielleicht eine Leidenschaft in uns so stark werden kann, dass sie gar kein Mittel, kein Werkzeug

mehr braucht, sondern aus eigener Kraft wirkt, unmittelbar, auch in die Ferne, durch den bloßen Entschluss? So absurd wurden in jener Nacht meine Gedanken verwirrt. Ich sprang aus dem Bette, ich stieß das Fenster auf. Draußen war die stille Nacht, es glänzte vom Himmel. Aber ich fürchtete mich.

Am anderen Tage kam ich noch einmal hin, um die Damen auf die Bahn zu bringen. Während die Mama im anderen Zimmer packte, saß ich mit Caroline allein, die in einen schweren Mantel und in Decken eingehüllt war, weil sie immer so fror. Sie schenkte mir eine kleine Zeichnung von ihr, einen italienischen Buben darstellend. Ich sollte sie zum Andenken bewahren. Diese einfachen Worte betonte sie so merkwürdig, dass ich erschrak. „Ja, ja,“ sagte sie lächelnd, „adieu!“ Ich fieng an, sie zu schelten und zu beschwichtigen und den berühmten Doctor in Thüringen zu loben, und was man eben in solchen Momenten zu sagen hat. Sie schüttelte aber nur leise lächelnd den Kopf und sagte dann: „Ich hab' ohnehin lange genug zum Sterben gebraucht. Denken Sie nur: fast sechs Jahre! Todt bin ich doch eigentlich schon seit damals!“ Und nach einer Pause wiederholte sie, mit einer langsamen Bewegung der Hand

ins Leere, ins Weite: „Seit damals.“

Ich war unfähig, gegen diese Ruhe und Gewissheit etwas zu sagen. Mit einem wahren Ingrimm murmelte ich nur, mehr zu mir selbst: „Das Schicksal ist so stupid . . .“

Aber sie sagte: „Lassen Sie das Schicksal in Ruh'! Das ist es nicht. Nein, das ist es nicht!“

Und nach einer Weile setzte sie ganz leise hinzu, indem sie sich fast geheimnisvoll zu mir neigte: „Aber die Macht böser Menschen ist größer, als wir gewusst haben.“

Drei Wochen später schrieb mir der Thüringer Arzt, dass sie gestorben war. Von dem Secretär habe ich nichts mehr gehört.

Der Garten.

Der Garten.

„Wird Ihnen da aber nicht doch manchmal ein bisschen zeitlang?" fragte die kleine Dame, indem sie etwas hochmüthig über den Garten sah, der noch recht wüst war. Hier lag Erde ausgeworfen, dort ein Baum entwurzelt, daneben standen Karren mit Kies. Kaum, dass manchmal ein Strauch zaghaft an den Spitzen zu grünen begann. Sie wunderte sich, dass so wenig einem Manne genügen sollte. „Wird Ihnen wirklich nicht zuweilen ein bisschen zeitlang?"

Er lächelte bloss und sagte: „Niemals."

Sie waren nun, die jungen Fichten entlang, zum Brunnen gekommen, der noch in Stroh gebunden stand. Indem er sie geleitete, versäumte

er nicht, im Vorübergehen mit der Hand jetzt einen Zweig zu berühren, jetzt sich zu einer Primel am Wege zu bücken, wie man ein Kind streichelt. Da glitt sie aus, er ergriff sie, um ihr zu helfen; sie blieb stehen. „Und sehnen Sie sich denn nicht?" sagte sie leise, noch an ihn gelehnt. Er aber wiederholte: „Niemals."

Jetzt ließ sie ihn los und sie giengen nun die Biegung des Weges hinauf und erblickten in der Ferne die Stadt. Thürme, Dächer glänzten hervor, aber rings war Dunst und Dampf. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Und da fragen Sie, ob ich mich sehne! In der Früh, wenn ich das Fenster öffne, und hier ist alles Friede und Freude, da erschrecke ich, wie es da unten im Rauch liegt; man glaubt, die Stadt ächzen zu hören, und sie stößt schwarze Wolken aus, wie Seufzer. Hier aber ist es still und ist hell. Nein, ich sehne mich nicht. Ich habe alles in meinem Garten."

Nach einer Weile sah sie ihn munter an und sagte mit leisem Spott: „Und die Liebe? Haben Sie die jetzt auch schon überwunden?"

Er blieb ernst und erwiderte: „Ich habe sie jetzt erst gelernt. Was Ihr da unten so nennt — mein Gott! Hier ist die Liebe überall. Hier lernt man erst kennen, was Baum und

Busch, was Vogel und Stein ist. Und nur was man kennt, liebt man; wenn man es aber erst kennt, muss man alles lieben."

Sie sah ihn wieder so hochmüthig und spöttisch an. „Das ist etwas kühn," sagte sie. „Ich würde eher das Gegentheil glauben."

Er zeigte auf eine fette gelbe Blume. „Schauen Sie sich dieses Ungethüm an! Das ist Leontodon, der Löwenzahn. Den hab' ich immer nicht ausstehen können. Nun haben wir voriges Jahr da oben umgegraben und den Weg, der früher da war, zur Wiese geschlagen. Es hat aber nichts ordentlich wachsen wollen. Ich war schon ganz traurig. Plötzlich stand eines Tages der Löwenzahn da. Ich kann Ihnen gar nicht schildern, wie ich mich da über das Unkraut gefreut habe. Seitdem bin ich vorsichtig geworden; wenn ich jemanden nicht ausstehen kann, denke ich: Wer weiß, vielleicht kommt auch noch sein Tag. Man muss nur Geduld haben. Der Gärtner bringt mir manchmal Sträucher, die ich zuerst scheußlich finde. Aber dann suchen wir, und plötzlich ist ein Platz im Garten gefunden: da wirken sie auf einmal herrlich. Ich habe früher manche Farben nicht mögen. Jetzt weiß ich, dass es keine gibt, die, am rechten Orte, nicht schön wäre. Man muss

nur verstehen, sie auf eine andere zu beziehen, die dann auch oft, neben jener, noch vieltausendmal schöner erscheint. Für sich allein taugt keine viel; eine braucht die andere. Man muss nur Geduld haben und suchen. Und sehen Sie, das ist die Liebe: Geduld haben und suchen."

Da sie es nicht so gemeint hatte, wurde sie ungeduldig, und indem sie mit dem Schirm in den frischen Kies stach, sagte sie spitz: „Und die Frauen? Haben Sie uns ganz vergessen? Es gab eine Zeit . . ."

„Ja, es gab eine Zeit," bestätigte er lächelnd. „Aber sind Sie nicht bös: jetzt habe ich halt auch meine eigenen Ideen. Ich will Ihnen ein Geheimnis verrathen, ich warne Sie vor den Männern: sie betrügen Euch alle! Darf ich Ihnen die Wahrheit sagen? Ich vermuthe, dass für die meisten Männer die Frauen nur wie der schwarze Kaffee oder der Tabak sind: Stimulantien, um in einen Zustand der Erregung und Bewegung zu gerathen, der ihnen wohlthut. Jeder Mensch erlebt Stunden, in welchen ihm plötzlich alles wie neu, alles bedeutender, sinnvoller, ja fast heilig vorkommt; er glaubt nun erst zu wissen, wozu er da ist, während er sich früher nur so herumgetrieben hat, und eine wunderbare Klarheit umgibt ihn.

Plötzlich löscht das aber wieder aus, er sinkt in die Verwirrung zurück; und nun hat er nur den Gedanken, wie er sich wieder jener unvergesslichen Erregung bemächtigen könnte, und möchte sie erzwingen. Er fängt zu trinken oder zu rauchen an, meistens zu lieben. Wer aber klug ist und ein bisschen achtgibt, kommt darauf, dass sich jene Erregungen nicht forcieren lassen: sie stellen sich entweder unwillkürlich ein, oder sie bleiben ganz aus; der Mensch hat keine Gewalt über sie. Manchmal genügt eine Rose, der Anblick des Himmels am Abend, eine Glocke, die in der Ferne tönt, um uns den Taumel, den heiligen Rausch zu geben; und dem armen Salomon haben zuletzt alle Herrlichkeiten der Welt nicht mehr genügt. Ist man so weit, dies zu erkennen, dann ergibt man sich. Man sagt sich dann: Du hast die Macht, dir durch die Pflege schöner Gedanken, guter Gefühle eine behagliche mittlere Temperatur des Lebens zu schaffen. Trachte nur, diese zu erhalten. Aber hüte dich! Glaube nicht, dass es Mittel gibt, Ekstasen zu erzwingen. Du wirst das sonst theuer bezahlen: mit Ermattungen und Erniedrigungen, die deiner Seele furchtbar sind. Nein, ergib dich und warte. Dann kommen sie von selber. Dann genügt eine Rose, die aufblüht, der An-

blick des nächtlichen Himmels oder eine Glocke in der Ferne. Aber sonst wird's dir wie dem armen Salomon gehen."

Die große Dogge schlich heran, er nahm sie am Ohre, sie rieb den langen Kopf. „Sehen Sie," sagte er. „Die Menschen sind so dumm und glauben immer, man müsse sich nur recht viel von der Welt erwerben, um glücklich zu sein. Die Welt kann einem aber gar nichts geben, sondern jeder hat die ganze Welt in sich. Wenn ich meine Hunde erziehe, kann ich, den Aristoteles oder den Machiavell in der Hand, controlieren, ob es richtig ist, was diese über die Einrichtung der Staatswesen meinen. Dem Erwachen der Natur im Frühling, ihrem Ende im Herbste zusehend, erfahre ich abgekürzt, was alle Bücher mir nicht sagen können. Die ganze Welt und alle Weisheit habe ich in meinem Garten."

„Es wird kühl," sagte sie, „ich will hinein." Er brachte sie zum Wagen. Sie hielt ihm die Finger hin, er küsste sie. Sie sprach: „Ihnen ist nicht mehr zu helfen." Er verneigte sich und erwiderte: „Nein, mir braucht man nicht mehr zu helfen!" Sie fuhr fort, er gieng in seinen Garten.

Gespräche.

Wiener.

Zwei Freunde sehen sich nach Jahren wieder. Sie sind zusammen in die Schule gegangen, dann hat sie das Leben getrennt. Der eine ist Arzt geworden, er hat Glück gehabt; er lebt jetzt in Berlin. Dem anderen haben reiche Eltern eine vollkommene Ausbildung des Verstandes und des Geschmackes geben können, viel reisend und in den großen Städten verweilend, hat er einen weiten Blick bekommen und er ist heute ein schönes Exemplar des guten Europäers; mit der Cultur aller Nationen vertraut, durch die Betrachtung vieler Schicksale, merkwürdiger Abenteuer und besonderer Menschen gereift, im Genuss erfreulicher Gedanken und schöner Stimmungen geduldig, gerecht und nach-

sichtig geworden, freilich auch vorsichtig, mehr zum Betrachten als zum Thun bereit, sich nicht eben leicht entschließend, jeder Laune ein wenig, aber keiner Leidenschaft ganz nachgebend, am liebsten auf elegante Weise müßig, ein rechter Dilettant im guten wie im bösen Sinne. Er kommt oft nach Paris, den Winter verbringt er gern in Italien, dabei ist er doch ein Wiener geblieben. In Wien hat er sein Haus, hier stellt er seine Sammlungen auf, hier hat er Freunde, die sie mit ihm betrachten und genießen. Ein paar Wochen vergehen ihm jährlich mit dem Einordnen der neuen Zeichnungen, Radierungen, Gläser, Bronzen und Bilder. Er baut so sein Haus jedes Jahr um. Dann reist er wieder ab, schaut und sucht und sammelt wieder.

Unvermuthet treffen sich die beiden. Jener wird nach Wien zu einem Patienten gerufen, mit dem dieser befreundet ist. Sie freuen sich sehr, Erinnerungen werden ausgetauscht, ihr ganzes Leben wird ihnen im Erzählen lebendig.

Der Arzt hofft, den Freund jetzt öfters zu sehen; er wird ja wohl in diesem Winter jeden Monat ein- oder zweimal herkommen müssen. Aber der andere schüttelt den Kopf: er geht schon morgen wieder fort. Nach Egypten zunächst,

vielleicht nach Indien. „Reisen!“ sagt er, „ich muss reisen!“

Der Arzt sieht ihn verwundert an. „Du willst wieder weg?“ fragt er. „Ich muss sagen, das versteh' ich nicht!“

Der andere blickt auf. „Was denn? Was verstehst Du nicht?“

„Wie alt bist Du eigentlich?“ fragt der Arzt.

„Wir sind doch im selben Alter. Fünfunddreißig, wie Du!“

„Ich versteh's nicht,“ wiederholt der Arzt.

„Ich möcht' wetten, mein Lieber: Du an meiner Stelle —“

„Ich an Deiner Stelle wäre gewiss sehr glücklich gewesen, reisen zu können, andere Menschen sehen, fremde Sitten und das vielfache Treiben der Welt kennen lernen — gewiss, fünf Jahre, zehn Jahre lang! Aber schließlich, mein' ich, müsste doch aus dem jungen Menschen ein Mann werden, einer, der weiß, wohin er gehört, einer, der sich sagt: Nun hab' ich lange genug gesucht, jetzt muss ich endlich finden, einer, den es zu schaffen und zu wirken treibt! Der Geselle mag wandern, der Meister soll's nicht mehr; den braucht man zuhause.“

„Ich bin aber kein Meister. Mir genügt's, ein Dilettant zu sein."

„Schade!"

„Warum?"

Der Arzt wird fast heftig. „Warum? Weil ein Dilettant nichts taugt: denn er nützt nicht!"

„Wer kann von sich sagen, dass er nützt?"

„Jeder, der was thut! Das kleinste Thun, wie schwach und thöricht es auch beginnen mag, hat eine solche Kraft, dass es zum Guten wird."

„Das hört sich sehr hübsch an, aber was? was soll ich thun?"

„Was Du willst! Das ist ja ganz gleich, darauf kommt's nicht an! Aber thun! handeln! schaffen! Anders ist's doch gar kein Leben. Ich begreif' Dich nicht. Was soll denn alles Lernen und Denken und Streben, wenn's nicht am Ende zur That wird? Warum mühen und plagen und quälen wir uns denn? Wozu denn sonst? Was Du gethan hast, steht da und bleibt fest, und so bist Du unvergänglich, bist unsterblich geworden! Durch Wünschen und Hoffen, durch Betrachten und Sinnen doch niemals, sondern nur durch Thun! Und das ist es doch, was zuletzt jeder will, dahin reißt's und treibt's ihn doch mit seiner ganzen Natur! Hast Du das nie gespürt?"

Der Sammler ist nachdenklich geworden. Er antwortet nicht gleich. Nach einer Weile erst, zögernd: „Es hat wohl jeder Stunden, wo er solches spürt.“

„Also, also!“

Aber wie der Arzt so drängt, lächelt der andere und spricht, leise abwehrend: „Du bedenkst nur nicht —“

„Was gibt es da zu bedenken? Das ist es ja, was ich nicht begreife! Wie kann man bedenken, wenn's zu handeln gilt!“

„Weil Du vergisst —“

„Was?“

„Aber ich bitt' Dich! Du vergisst dabei nur leider, dass ich ein Wiener bin!“

Ungeduldig fällt der Arzt ein: „Ich bin auch ein Wiener —“

„Der das Glück hat, draußen zu leben — das darfst Du nicht vergessen, das ist ein großer Unterschied. Draußen kann man wirken.“

„Wirken kann man überall.“

„Meinst Du!“

„Es kommt nur auf den Menschen an!“

„Nein, auf den Ort kommt's an! An dem einen Ort wird auch ein Kleiner groß, am anderen vermag auch der Mächtige nichts.“

„Sagt Ihr, weil es Euch bequem ist!“

Der Sammler zögert wieder, dann wiederholt er: „Glaub' mir, auf den Ort kommt's an! Wirken, schaffen, thun — denkst Du denn: ich hätte das nicht auch gespürt, mich hätte das nicht auch gereizt? Mich und so viele andere! Aber versuch' das einmal bei uns! Unmöglich, mein Lieber! Unmöglich!"

„Warum?"

„Warum? Weil ich die ganze herrschende Partei gegen mich hätte."

Der Arzt sieht ihn fragend, fast betreten an. „Die herrschende Partei? Was heißt das? Du bist doch kein Jude?"

Der Sammler schüttelt den Kopf. „Nein! Ich mein' auch nicht die Antisemiten, die möcht' ich nicht fürchten, aber die sind es gar nicht, die herrschen. Die herrschende ist eine ganz andere Partei, eine geheime hinter allen und über allen und in allen Parteien, die überall ihre Leute hat, links und rechts, unten und oben, bei Juden und Christen, und die alles, alles regiert!"

„Da bin ich begierig."

„Weil Du eben unsere Stadt nicht kennst, nicht mehr kennst, vielleicht nie gekannt hast! Die kleinen Parteien, von denen man redet, wechseln, nehmen andere Namen, neue Formen an, gehen auf und unter im ewigen Hin und Her, aber

jene bleibt, in allen Veränderungen unabänderlich, immer dieselbe — die Partei der Wiener! Hast Du eine Ahnung, wie der Wiener ist? Tolerant, sagt er, sehr tolerant! Gewiss: gegen jede Schwäche, jede Sünde — er verträgt alles, nur eines nicht: dass einer schaffen und wirken will! Da hört seine Toleranz auf, das duldet er nicht, das darf's nicht geben. Er hat es schon nicht gerne, wenn jemand etwas ist. Aber wenn jemand gar etwas thut, dann ist es aus, da wird er wild!"

„Das stimmt doch gar nicht! Alle Leute klagen vielmehr, dass nichts in Wien geschieht —"

„Alle Leute klagen, ja! Aber das wollen sie, sie wollen klagen können. Das braucht der Wiener, sonst fühlt er sich nicht wohl. Sein Ideal ist, dass gar nichts geschehen soll, damit er dann jammern kann! Hör' ihn nur an, setz' Dich im Gasthause zu ihm an den Tisch und frag' ihn — jeder wird Dir dasselbe sagen: was es für eine Schande ist, dass bei uns gar nichts geschieht — in Temesvar geschieht mehr, es ist wirklich eine Schand', wir müssen uns schon vor jedem Dorfe schämen! Das kannst Du überall hören, darin sind alle einig, in jeder Partei, links und rechts, unten und oben. Aber

wehe dem, der es ändern will! Wehe dem, der glaubt, dass man, wenn etwas geschehen soll, eben etwas thun muss! Wehe ihm — bei allen Parteien, links und rechts, unten und oben! Der hat alle gegen sich. Gegen den sind alle verschworen. Die ganze Stadt steht gegen ihn auf.“

Der Arzt lacht. Der andere ereifert sich.

„Du weißt eben nicht mehr, wie's bei uns ist! Versuch's! Komm' her und versuch' etwas zu thun, was Du willst, wie Du willst, und Du hast alle gegen Dich und Du wirst Deine Wunder erleben! Versuch's nur! Von großen Dingen red' ich gar nicht — nein, das Kleinste, das Einfachste probier'! Probier's einmal und bau' Dir in Wien ein Haus! Du lachst? Du glaubst es nicht? Ich sage Dir: Man muss ein Held sein, wenn man sich in Wien ein Haus bauen will! Da hast Du tausend Verordnungen bei jedem Schritte gegen Dich, die ganz unsinnig sind, die gar keinen Zweck zu haben scheinen, als nur verhindern zu sollen, dass Du baust! Da lässt man ein ganzes Heer von Beamten auf Dich los und jeder nörgelt und jeder verbietet und jeder quält und sticht und zwickt Dich, und Du musst von einem zum anderen gehen und musst bitten und betteln und schönthun, und

mußt Dich entschuldigen und mußt schon eine sehr gute Protection haben, wenn man es Dir zuletzt vielleicht doch erlauben, es Dir vielleicht am Ende doch verzeihen und nachsehen soll, daß Du baust! Am Ende hast Du selbst das Gefühl, ein Unrecht zu thun, schämst Dich fast vor Dir selbst und kommst Dir selbst schon wie ein Verbrecher vor — so verdächtig hat man Dich gemacht, so misstrauisch Dich behandelt! Und das ist bloß ein kleines Haus, das Du bauen willst, gar nichts Neues, nichts Besonderes, nur eben Deinem Geschmacke, Deinem Bedürfnisse gemäß! Jetzt sei erst gar der Narr, der eine neue Industrie bei uns schaffen will! Mein Lieber, da möchtest Du was sehen! Alle Gesetze sind gegen Dich, alle Behörden sind gegen Dich — Gesetze, die seit hundert Jahren begraben gewesen, stehen wieder auf gegen Dich, Behörden, die Du nie nennen gehört hast, bedrohen Dich, der ganze Staat rüstet sich, Dir seine Macht zu zeigen, die ganze Stadt ist auf, und kein anständiger Mensch hat den Muth mehr, Dir noch die Hand zu geben! Nein, mein Lieber, ich trau' Dir sehr viel zu, Du hast Verstand und Kraft, Du kannst, was Du willst; wenn Du mir sagst, daß Du zu den Indianern gehst, werd' ich keine Angst um Dich haben, aber eine Fabrik in

Oesterreich gründen — nein, das möcht' ich Dir nicht rathen!"

Der Arzt sagt ruhig: „Das wäre wohl schlimm, wenn's so wär'. Aber es ist kaum zu glauben."

„Du kannst mir's ruhig glauben! Frag' wen Du willst! Man wird Dir's bestätigen müssen. Es ist so. Es ist immer so gewesen. Es wird immer so sein. Wir haben's schon im Blut, scheint's. Wir haben die besten Gaben, die reichsten Kräfte, die schönsten Talente, aber immer ist es uns versagt gewesen, sie zu nützen. Eines fehlt uns: Die Achtung vor dem Thätigen. Wir achten ihn nicht; nein, wir verachten ihn. Thun bringt bei uns keine Ehre ein, sondern es ist eine Schande. Die großen Triebe, die allein die Familie, das Volk, ja die ganze Menschheit erhalten, die Triebe, zu schaffen, zu erwerben, zu besitzen, haßt der Wiener. Das hat uns mit der Zeit allen Muth genommen. Es traut sich einfach niemand mehr, etwas zu thun. Man wär' ja auch verrückt! Warum denn, wozu denn? Geh' Du in der Stadt umher und schimpf', schimpf' über alles — und Du wirst ein großer Mann sein, alle werden Dir zustimmen, alle Dich bewundern! Du mußt nur immer verneinen, und alle verehren

Dich! Dann bist Du der Gescheite, dann blickt man auf Dich, dann ist man stolz, Dich zu besitzen! Aber wehe, wenn Du bejahst! Versuche zu handeln — und alle fallen von Dir ab und Du hast alle gegen Dich! Das ist die große Partei über und hinter und in allen Parteien, die alles regiert, der alles gehorcht: unsere uralte Partei der Verneinung! Sei der Muthigste und Klügste — gegen die kommst Du nicht auf, niemand kommt gegen sie auf! Nein, mein Lieber! Nach Indien, nach Egypten! Reisen — schauen, sammeln und genießen! Das Thun das Schaffen ist keinem Oesterreicher erlaubt. Sein Volk erlaubt es ihm nicht. Da kannst Du nichts machen!"

„O ja!" sagt der Arzt ruhig. „Da kann man schon 'was machen."

„Das wär'?"

„Eine Partei, sagst Du, ist an allem schuld, jene Partei der Verneinung. Nun, wenn man mit einer Partei nicht zufrieden ist, tritt man mit einer anderen gegen sie auf. Gründ' eine neue! Eine Partei der bejahenden Menschen, die nicht reden, sondern schaffen wollen. Das ist doch logisch. Aber Du bist wie die anderen: Du klagst nur, Du thust nichts."

„Du bist ein Phantast," sagt der Sammler. „Mit Dir kann man ja nicht reden."

„Alles Gute, alles Große ist immer durch Phantasten geschehen!"

Den anderen Tag fährt der thätige Arzt nach Berlin zurück, der Sammler geht wieder auf Reisen, zu schauen und zu genießen.

Aber.

„Schön ist sie schon, aber dumm wie ein Fisch," sagte die Dame des Hauses. Und dann, indem sie sich an den Fremden wendete: „Warum lachen Sie denn da?"

Der Fremde antwortete: „Ich lache ja gar nicht, gnädige Frau! Ich zähle nur."

Sie sah misstrauisch auf. „Was? Was thun Sie?"

Er wiederholte: „Zählen." Und da sie ihn noch immer nicht verstand, erklärte er: „Das ist jetzt Nummer Drei. Von der ersten haben Sie gesagt: Schön ist sie schon, aber ich möchte wissen, wer eigentlich ihre Toiletten bezahlt! Bei der zweiten haben Sie gesagt: Schön ist sie schon, aber ich höre, dass sie sich scheiden lässt! Jetzt,

die dritte, ist wieder dumm wie ein Fisch! Ja, meine liebe gnädige Frau, Sie machen's einer auch halt gar zu schwer, schön zu sein. Was Sie alles verlangen!"

Die Dame ärgerte sich ein bisschen und verzog das Gesichtchen. Dann leise gereizt: „Ist es denn nicht wahr? Ich sag' doch nichts, was nicht wahr ist! Was wahr ist, kann man sagen."

„Gewiss! Was wahr ist, kann man sagen," bestätigte der Fremde. „Aber erlauben Sie — einen Moment! Prüfen wir genau! Wahr ist, dass die Frau schön ist. Wahr ist ferner, dass sie dumm wie ein Fisch ist — oder dass sie sich scheiden lässt — oder dass man nicht weiß, wer ihre Toiletten bezahlt. Das mag alles wahr sein. Ich zweifle nicht daran. Nur eine ganz kleine Unwahrheit ist dabei."

„Da wär' ich doch neugierig," sagte die Dame verwundert. „Sonst hab' ich ja gar nichts gesagt!"

„O doch!"

„Nein!" rief sie, fast heftig.

Aber der Fremde, ruhig und gelassen: „Pardon! Erinnern Sie sich nur!"

„Was denn?"

„Ein ganz kleinwinziges Wort. Aber das ist mehr als eine große Rede." Er sah die Dame

einen Augenblick lustig an. Dann neigte er sich ein wenig vor und sagte geheimnisvoll: „Aber — haben Sie gesagt!" Und er wiederholte das Wort noch einmal, bedeutsam: „Aber!"

Und die Dame, sehr ungeduldig: „No, und?"

„Und," fuhr der Fremde behaglich fort, „und gerade das Aber — ja sehen Sie: gerade dieses kleine Aber ist eben die große — drücken wir uns höflich aus: die große Bosheit."

„Das verstehe ich wirklich nicht," sagte die Dame wüthend. „Ich weiß gar nicht, was Sie meinen."

„Schauen Sie, gnädige Frau! Ich habe gefunden, dass eine Frau schön ist — nicht wahr? Warum erzählen Sie mir nun, dass man nicht weiß, wer ihre Toiletten bezahlt. Wie kommt das eigentlich daher? Seien Sie doch gerecht! Ist eine Frau deswegen weniger schön? Oder weniger schön, weil sie dumm ist? Oder weil sie sich scheiden lässt? Aber da tritt das Aber ein und dieses kleine Aber ist eine ganze Rede. Dieses kleine Aber sagt: „Wie, mein Herr, Sie wollen diese Frau bewundern, weil sie schön ist? Bedenken Sie doch, dass es dazu nicht genügt, schön zu sein! Bedenken Sie, dass zur Bewunderung mehr gehört. Zur Bewun=

derung muss sie auch klug, muss sie anständig sein. Das ist diese nicht, das ist sie leider nicht! Nein, mein Herr, Sie dürfen sie nicht bewundern!" Solche Reden hält das kleine Aber und gibt keine Ruhe, bis es einem richtig die ganze Freude verdorben hat. Denn das ist sein eigentlicher Beruf: die Freude zu verderben, jede Stimmung zu zerstören."

Der Fremde war lebhaft geworden. Jetzt sagte der Hausherr zu seiner Frau, gutmüthig lachend: „Siehst! Unser Freund hat ganz recht. So bist Du!"

„Nein, lieber Freund," entgegnete da der Fremde. „Das darfst Du nicht sagen. Das habe ich nicht gemeint. Der Vorwurf, wenn es einer ist, gilt nicht Deiner Frau, Du musst schon entschuldigen: er gilt der ganzen Stadt. Denn so ist nicht bloß die gnädige Frau, so seid ihr alle, Wiener und Wienerinnen. Alle dem Aber verfallen, rettungslos."

„Da muss ich doch bitten," wendete der Hausherr ein.

Aber der Fremde ließ ihn nicht ausreden. „Ich bin jetzt vierzehn Tage hier und ich beobachte Euch genau. Also, ich muss Dir sagen: Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie amüsant ihr für den Fremden seid. Der Fremde findet.

dass irgendein Minister Außerordentliches geleistet hat. „Ah ja," sagt der Wiener, „aber er schielt!" Der Fremde lobt einen großen Arzt. „Aber," sagt der Wiener, „er geht halt abends Coriandoli werfen!" Der Fremde bewundert einen Maler. „Aber," sagt der Wiener, „er hat eine Jüdin geheiratet." Und so fort und fort. Keine Person, keine Sache, der nicht das perfide Aber angehängt wird. Vom Goethe würdet Ihr sagen: „Aber er kommt nicht ordentlich ins Bureau," und vom Napoleon: „Aber er kann nicht Clavier spielen." Nie ohne Aber! Und durch das Aber wird jeder abgethan und alles erledigt."

„Wir sind halt Idealisten," sagte der Hausherr.

„Aber merkwürdige! Bei Euch ist nämlich das Ideal nicht zum Helfen da, was doch sein Sinn ist, sondern bei Euch ist es zum Vernichten da. Nicht, damit einer daran stark und muthig werde, aber nein! Sondern kläglich und verzagt soll jeder sein! Für solche Ideale danke ich, das muss ich schon sagen. — Gott, wenn man Euch zuhört! Das Aber ist das Hauptwort jeder Unterhaltung. Ich bitte eine Statistik zu machen. Und mit welcher Wonne der Wiener es sagt! Da ist vorher eine kleine Pause, dann spitzt

er den Mund und schnalzt mit der Zunge, und alle im Kreise werden still und lauschen, und nun holt er erst noch einmal aus und athmet erst noch einmal ein, und dann erst spricht er das geliebte Aber aus und läßt es langsam, wie eine süße Beere im Munde zergehen und kostet und schmeckt es noch nach und hört gar nicht mehr auf. Und nun sind alle ganz selig, wenn das Aber gesagt ist, weil wieder einmal eine Person erledigt, eine Sache abgethan ist. Das ist es ja bloß, was Ihr wollt! Nur nichts zu verehren, niemanden zu bewundern haben! Dann fühlt ihr Euch wohl. Nur keinen gelten lassen! Alles herabziehen! Und das besorgt Euch das Aber vortrefflich. Deswegen habt ihr es ja, dazu ist es ja da!"

Jetzt fragte der Hausherr: „Ist denn das aber nicht immer noch besser als die Leute in eine dumpfe Zufriedenheit einzuwiegen? Wenn sie mißvergnügt sind, wenn sie gar niemandem mehr vertrauen können, wenn sie sich recht schämen müssen, dann raffen sie sich vielleicht doch einmal auf. Das darfst Du nicht vergessen!"

„Sie sind ja aber nicht mißvergnügt! Sie schämen sich ja gar nicht! Gar keine Spur! Warum denn auch? Durch das famose Aber habt

Ihr es ja erreicht, dass gar niemand mehr etwas ist — warum soll sich da einer noch schämen? Und dann: wenn man einem Menschen täglich sagt, täglich an neuen Beispielen beweist, dass es überhaupt mit dem Menschen nichts ist, was ist natürlicher, als dass er es am Ende glauben und sich daran halten wird. Nein, mein Lieber! Umgekehrt! Man muss dem Menschen mehr zumuthen als er eigentlich kann, dann wird ihm auch das Unmögliche gelingen. Fordert mehr, und er kann mehr! Das ist das Geheimnis aller Erziehung. Es gibt keine andere Methode, es hat nie eine andere gegeben. Nimm einen Buben, wie Buben eben sind: brav und schlimm, hin und her, zwischen guten und bösen Neigungen, wahren und hässlichen Trieben. Was wirst Du thun, um etwas aus ihm zu machen? Du wirst ihm einen anderen Buben als Muster, als Exempel geben, dem Du nun alle möglichen Tugenden nachsagen wirst, um nur den Ehrgeiz, das Ehrgefühl des Deinen zu erregen. Nicht wahr? Oder wirst Du ihm sagen: es gibt überhaupt keine braven Buben auf der Welt? Da wirst Du weit kommen mit ihm! Und glaubst Du, die Menschen sind anders als die Buben? Zweifle an ihnen, und sie können gar nichts. Vertraue ihnen, und Du wirst staunen, was sie

leisten. Schau Dir doch die Franzosen an, die sind darin großartig. Die reden sich einer dem anderen das Talent ein — bei Euch redet es einer dem anderen aus, das ist die Hauptthätigkeit eines jeden. Die Franzosen hetzen sich gegenseitig — durch Lob, Enthusiasmus, Wetteifer — in Leistungen hinein, die sich allein kein Einzelner zutrauen würde. Alles Talent ist ja gut zur Hälfte doch Glaube an sich, ist Suggestion. Es ist eben mit der geistigen Kraft wie mit der körperlichen. Hast Du nie bei einem Spurt gesehen, wie da durch den Zuruf der Menge, das Winken mit den Tüchern und das Geschrei in Ermüdeten auf einmal neue, unbekannte Reserven entstehen, die sie selbst niemals in sich vermuthet hätten? Geradeso braucht auch der geistige Athlet den Zuruf, das Winken, die Begeisterung. Dann gibt er erst alles her, was in ihm steckt. Die klugen Franzosen haben das darum in ein ganzes System gebracht, und daher kommt das, was einen in Paris so verblüfft: daß da fast jeder mehr leistet, als man eigentlich von ihm erwartet hätte, indem er in einer wahren Rage über seine Grenzen immer noch um ein Stück hinausgetrieben wird — während Du in Wien, wenn Du Dir die Leute in der Nähe anschaust, fast immer finden wirst, daß

ihre Leistungen hinter ihren Talenten zurückbleiben, dass sie weniger halten, als man von ihnen erwarten musste, weil sie alle vor der Zeit ermüden, weil ihnen das Vertrauen der anderen fehlt, und weil sie schließlich sogar selbst nicht mehr an sich glauben."

„Ich weiß nicht," sagte die Dame des Hauses jetzt nach einer Pause. „Ich weiß nicht, aber das kommt mir doch ein bisschen merkwürdig vor, was Sie da eigentlich von uns verlangen. Wir sollen uns gegenseitig anschwindeln, uns gegenseitig was vormachen! Ich kann mir nicht helfen: Talente, die erst so was brauchen, um zu entstehen — die würden mir nicht sehr imponieren."

Der Fremde schüttelte den Kopf. „Das ist wieder so wienerisch gedacht! Aber um Gotteswillen, gnädige Frau! Warum denn anschwindeln, was denn vormachen? Ist denn das ein Schwindel, eine Lüge, wenn ich mich über das Gute freue, das an einem Menschen ist, und mich um das Schlechte einfach nicht kümmere? Hört denn das Gute auf, gut zu sein, wenn Schlechtes daneben ist? Seit wann denn? Was ist denn das für eine schreckliche Psychologie? Ich mache es umgekehrt. Ueber die eine Frau freue ich mich, weil sie schön ist, und bemerke in meiner

Freude gar nicht, dass sie dumm ist. Und über die andere freue ich mich, dass sie gescheit ist, und bemerke wieder in meiner Freude gar nicht, dass sie schöner sein könnte. Ich denke mir: Alles ist halt selten beisammen; aber dafür gibt es fast keinen Menschen, an dem nicht irgend etwas wäre, das einem doch wieder Freude macht. Man muss es nur suchen. Man darf nur nicht gleich ungeduldig werden. Dafür ist die Freude dann am Ende desto größer. Und zu solcher Freude ist der Mensch ja schließlich da; wozu lebt er denn sonst?"

Die Dame sah auf. Der Fremde betrachtete sie einen Moment; dann fuhr er lächelnd fort: „Soll ich Ihnen sagen, was Sie jetzt denken, gnädige Frau? Sie denken sich: den hätte ich eigentlich doch auch für gescheiter gehalten."

Die Dame lachte auf, wurde ein bisschen roth und sagte dann sehr lebhaft: „Aber was fällt Ihnen denn ein? Keine Spur!"

„Wenn ich alles so sicher wüsste!" sagte der Fremde. „Das ist nämlich auch wienerisch: loben, bewundern, sich freuen gilt für dumm; wer am meisten tadelt, schimpft und sich ärgert, ist der Gescheiteste. Ja, glauben Sie denn wirklich, gnädige Frau, dass zum Hassen gar so viel Verstand gehört? Glauben Sie denn, dass das

Bewundern so leicht ist? Versuchen Sie's doch einmal! Ich habe immer gefunden, dass es nur beschränkte Leute sind, die hassen. Die wahre Weisheit ist nur in der Liebe."

Nun war es einen Moment ganz still im Zimmer geworden. Dann sagte der Hausherr leise: „Aber fad möcht's dann werden in Wien."

„Ja, lustiger ist das Schimpfen entschieden," bestätigte der Fremde.

„Das bissel Unterhaltung wollen Sie einem auch noch nehmen?" fragte die Dame des Hauses, ganz verdrießlich.

„Beruhigen Sie sich nur," sagte der Fremde. „Es ist keine Gefahr. Der Wiener lässt sich sein Aber nicht nehmen."

Räuber und Mörder.

Nachdem einer der Gäste nach dem anderen den neuen Gemeinderath begrüßt und gefeiert, mit ernsten Worten, wie es sich bei solchem Anlasse geziemt, die aber, als der Champagner kam, immer munterer und witziger wurden, und sich am Ende auch der Hausherr erhoben hatte, um feierlicher als es sonst seine Art war, und in etwas umständlichen Wendungen, die schon die neue Würde verriethen, den Freunden für ihre unentwegte Treue zu danken, räusperte sich der liebe Onkel. Er hatte bis jetzt geschwiegen, weil er sich, der rechte Wiener Raunzer, wenn man nicht schimpfen darf, niemals ganz behaglich fühlt. Nun aber wendete er sich zu seiner Nichte, der Dame des Hauses, und sagte, auf

ihren erhitzten Gatten zeigend, in seiner sanft kränkenden Weise, mit einem gutmüthigen Ton, leise: „Der hat's nöthig! Gewählt hab'n sie ihn ja noch. Aber die Zeitungen muss man lesen — no, die sagen's ihm ordentlich!" Und er lachte in angenehmer Erinnerung auf.

„No!" erwiderte die junge Frau begütigend, „doch nicht alle!"

„Meine," versicherte der liebe Onkel eifrig, „meine behandelt ihn schrecklich! Räuber und Mörder sind Ehrenmänner gegen ihn."

„Schöne Zeitungen scheinst Du zu lesen," rief der Hausherr herüber.

Der liebe Onkel wurde lebhaft: „Ich werd' doch nicht die von meiner Partei lesen! Das wär' mir doch zu fad, das weiß ich ja so schon alles, was die mir erzählen. Nein, die anderen muss man lesen, da erfährt man doch etwas und hat wenigstens ein Vergnügen. Stimmen thu' ich meinetwegen für den Kerl, den mir meine Partei vorschlägt, aber zuwider ist er mir."

„Wenn sich das Ihre Partei gefallen lässt!" sagte der Obmann des Wahlcomitees achsel- zuckend, etwas verletzt.

Der liebe Onkel schrie wüthend: „Das ist mir Wurst! Meine Partei geht mich gar nichts an! Ich gehör' überhaupt gar nicht zu meiner

Partei — das bitt' ich mir aus!" Und er schlug auf den Tisch.

Die anderen lachten. „Seh'n S', das ist wienerisch; so sind die meisten," sagte der Obmann zu seiner Nachbarin. Und er fragte den lieben Onkel: „Wenn Sie aber nicht für uns sind, was sind Sie denn?"

„Ich bin dagegen," versetzte der liebe Onkel mit Würde.

„Gegen uns? Seit wann denn?" fragte der Hausherr.

„Nicht bloß gegen Euch, nicht bloß, sondern überhaupt! Ein ordentlicher Wiener ist überhaupt dagegen. Dabei unterhält man sich noch am besten. Wir brauchen Euch nicht. Wir brauchen das alles nicht!" erklärte der liebe Onkel philosophisch.

„Was alles? Was braucht's ihr nicht?" wollte der Hausherr wissen.

Der liebe Onkel wackelte verdrießlich mit dem Kopfe hin und her: „Dass da einer aufgestellt wird, und plötzlich reden alle Leute von ihm, und er glaubt, er ist jetzt etwas — das muss einem doch auf die Nerven geh'n! Ich will meine Ruh' hab'n! Nicht, dass man sich alle Augenblick' wieder einen neuen Namen

merken soll! Es kommt doch nichts Besseres nach!"

„Siehst es!" sagte die junge Frau lustig zu ihrem Manne.

Der liebe Onkel ärgerte sich, dass sie noch immer lustig war, und fuhr heftig fort: „No ja! Lest's doch die Zeitungen! Da steht's, was Ihr seid's! Lauter Räuber und Mörder. Der in dieser Zeitung, der in jener — irgendwo steht's von einem jeden! Und ich muss schon sagen: das ist ein sehr angenehmes Gefühl für mich. Denn da freut man sich erst, dass man nichts ist. Wenigstens ist man kein Räuber und Mörder!"

„Mein Gott, das ist jetzt einmal im öffentlichen Leben so," sagte der Obmann, „dass jeder beschimpft wird. Nicht bloß in der Politik! Das darf man nicht tragisch nehmen, das gehört dazu!"

„Wenn's Ihnen eine Freud' macht!" meinte der Onkel. „Ich verlang' mir's nicht."

„Dann musst Du in einem Keller leben, sonst wirst Du der Verleumdung nicht entgehen," sagte der Hausherr, und er richtete die Frage an die Freunde, ob einer unter ihnen sei, der behaupten dürfe, einen unbescholtenen Namen zu haben. Es fand sich, dass alle der

Reihe nach lachend eingestehen mussten, schon recht „bemakelt“ zu sein. Der eine, ein Fabrikant, hatte sich verleiten lassen, eine neue Industrie schaffen zu wollen, weshalb denn gegen ihn eine solche Hetze ausgebrochen war, dass er sich bei Tag schon gar nicht mehr auf die Gasse traute. Der andere, ein Architekt, hatte sich durch den Plan einer großen Avenue den Unwillen der Bevölkerung zugezogen. Zuletzt kam die Reihe an einen Maler, einen stillen und traumhaften Menschen, der aber doch auch bekennen musste, dass er durch sein Bild der „Wahrheit“, weil er diese mit nackten Füßen gemalt, die Interessen der Strumpfwirker verletzt habe, weshalb sie ihn in einer geharnischten Eingabe an die Handelskammer als einen „lüsternen Speculanten auf die niedrigsten Instincte“ gebrandmarkt. So zeigte es sich: Jeder im Kreise hatte einmal etwas thun wollen und sich dadurch gegen die österreichische Sitte vergangen. Und am Ende erklärte der Obmann, der in freien Stunden manchmal Webers Weltgeschichte zu lesen pflegt: „Es scheint, dass das die Entwicklung der Menschheit mit sich bringt. Es ist sichtbar, dass in allen Gemeinwesen, je moderner und demokratischer sie werden, die Verleumdung eine immer größere Ausbreitung und

Macht gewinnt. Nun, in dieser Beziehung ist es uns eben gelungen, doch schon ein ganz moderner und demokratischer Staat zu werden."

Nach einer Pause sagte die kleine Frau nachdenklich: „Es ist aber doch nicht angenehm, weil unsere Köchin das auch in den Zeitungen liest. Da haben die Leute dann gar keinen Respect mehr. Man sollte sich wehren."

Alle lachten. Sogar der liebe Onkel musste lachen. „Aber Kind!" rief der Hausherr. „Wie denn?"

Ganz betreten, sagte die junge Frau zögernd: „No, zum Beispiel klagen. Wozu gibt es denn Gerichte?"

„Liebe gnädige Frau," sagte der Obmann überlegen, „ich habe einen alten Hofrath gekannt, der ein sehr gescheiter Mensch war und sich genau auskannte. Als der einmal nachts, durch ein Geräusch erwachend, einen Dieb in seinem Zimmer erblickte, der sich eben mit der Uhr, die er vom Tische genommen, leise entfernen wollte, sprang er aus dem Bette, lief dem Burschen nach, holte ihn ein, ersuchte ihn höflich, platzzunehmen, und nachdem er Licht gemacht und ihm ein Glas Wein zu trinken und eine Cigarre zu rauchen angeboten hatte, sagte er zu ihm: „Mein Herr! Beunruhigen Sie sich nur

nicht, behalten Sie die Uhr, wenn sie Ihnen gefällt, und erlauben Sie mir, Ihnen auch noch diese fünf Gulden zu überreichen, aber geben Sie mir Ihr Ehrenwort, dass Sie niemals, wenn die Polizei Sie erwischt und diesen Gegenstand bei Ihnen findet, niemals verrathen werden, wem er gehört — ich hätte sonst zu unangenehme Geschichten, ich müsste zwanzigmal aufs Gericht, und wer weiß, welche Abenteuer und leichtsinnigen Streiche Ihr Vertheidiger in meiner Jugend entdecken und ausgraben würde, um mich in der ganzen Stadt unmöglich zu machen! Seien Sie edel, mein Herr, schonen Sie einen alten Mann, der in Ehren grau geworden ist, bedenken Sie meine Kinder — versprechen Sie mir das, und gehen Sie mit Gott!" Und der Hofrath ermangelte niemals, wenn er das erzählte, mit einer wahren Rührung hinzuzusetzen, wie dankbar und verpflichtet er dem Diebe sei, seinen guten Ruf unbehelligt gelassen zu haben. Der Hofrath war ein sehr gescheiter Mensch und kannte sich aus, liebe gnädige Frau!"

Die junge Frau bemerkte nachdenklich: „Dann sollte man eigentlich ein Dieb werden, wenn das so ist!"

„Die haben's auch bei uns jetzt am besten,"

sagte der Obmann. „Seit es bei uns Sitte geworden ist, jeden zu verdächtigen und zu verleumden, freuen sich nur die wirklichen Räuber und Mörder. Die haben den Profit davon: denn da doch jetzt jeder, der öffentlich wirkt, in diesem Rufe steht, brauchen sie sich nicht einmal mehr zu schämen."

„Ein Grund mehr, sich zu wehren," sagte die kleine Frau, hartnäckig.

Der Obmann zuckte die Achseln. Aber da ließ sich nun auf einmal der alte Professor vernehmen, der die ganze Zeit schweigend gezecht hatte. „Pardon," sagte er, mit schüchterner, etwas wackeliger Stimme, „es würde auch nichts nützen, gnädige Frau, weil es nothwendig ist, weil nämlich die Verleumdung ja doch eine Institution ist."

Alle sahen auf, verwundert, weil sie nicht gewohnt waren, dass der Gelehrte mitsprach. „Seit wann wissen Sie etwas von unseren Angelegenheiten, Herr Professor?" fragte der Hausherr lächelnd.

Der Gelehrte erschrak und wurde ein bisschen roth. Dann aber nahm er sich zusammen und versicherte eifrig: „O doch! O doch!"

„Sie, der nur in alten Büchern lebt, der

nicht einmal unsere Zeitungen liest?" sagte der Obmann ungläubig.

„Das nicht, weil ich nicht die Zeit habe," entschuldigte sich der Gelehrte, „aber den Thukydides und den Plutarch — fast täglich, bitte!"

„Und Sie glauben, dass das genügt?" sagte der Obmann, fein lächelnd.

„Ich denke schon, Herr Doctor," antwortete der Professor. „Gewiss — gewiss! Da steht ja schon alles drin — im Thukydides und im Plutarch, Herr Doctor! Nämlich, alle diese — wie soll ich denn sagen? — halt alle diese Grauslichkeiten, die jetzt unser Leben beherrschen, haben doch die vortrefflichen Griechen auch schon gehabt, bitte nachzulesen, nur aber dazu noch den Verstand, ihrer Herr zu werden, indem sie sich mit ihnen sozusagen auszugleichen und ratenweise abzufinden wussten, so dass sie dann wieder eine Weile Ruhe hatten. Wie sie sich in den Mysterien von Zeit zu Zeit dionysisch austobten und ihre Leidenschaften abschüttelten, um dann wieder klar zu leben und besonnen dem Apoll huldigen zu können, so schufen sie sich auch im öffentlichen Leben für den Hass und für den Neid der Geringen gegen die Mächtigen eine eigene Institution, gleichsam einen Canal, der allen Unrath aufnehmen und abführen

sollte. Sie erinnern sich vielleicht aus der Schule her, was in Athen die öffentlichen Angeber gewesen sind, und Sie haben gewiss nicht vergessen, was der Cornelius Nepos vom Scherbengerichte erzählt, das den guten Aristides traf. Dieses Verfahren wurde, theilt uns Demetrios aus Phaleron mit, niemals gegen einen armen Mann, sondern nur gegen Leute aus bedeutenden Häusern angewendet, und wir wissen aus dem Plutarch, dass es jeden bedrohte, der durch seinen Ruhm, seine Abkunft oder seine Rednergabe für eine hervorragende Persönlichkeit galt, wie es denn selbst des Perikles' Lehrer, den Damon, nur deswegen verbannte, weil er in geistiger Hinsicht „etwas Besonderes" sein wollte. Nun sehen Sie, wir haben halt keine Mysterien mehr, und so schleichen die Männer jetzt, wenn es dunkel wird, auf den Gassen herum, und die Mädchen lassen sich leicht in verstohlene Liebeshändel verstricken. Und weil wir kein Scherbengericht mehr haben, das von Zeit zu Zeit die schlechten Gesinnungen entleeren würde, sind die Verleumdung und der Neid so groß geworden und lauern uns täglich auf. Der Mensch ist immer derselbe. Will man einen Trieb hier unterdrücken, so bricht er halt dort heraus. Bändigen werden wir ihn nie."

„Wenn man Ihnen zuhört,“ sagte die kleine Frau, „könnte man ganz stolz werden: nach Ihren Schilderungen sind unsere Wiener schon die reinen Athener!“

„Beinahe,“ sagte der Gelehrte mit seinem unerschütterlichen Ernst.

Der gute Ton.

Die Dame nahm die Zeitungen, zerriss sie und warf die Fetzen in den Wind. Wir saßen auf dem Balkon und sahen zu, wie sie sich erst flatternd drehten, dann allmählich sanken und nun zwischen die Rosen fielen. Die Dame aber erklärte: „Es kommt mir überhaupt keine Zeitung mehr ins Haus. Sie sind zu frech. Ich möchte nur wissen, was ihnen Gustav eigentlich gethan hat.“ Dabei sah sie mich so feindselig an, dass ich antworten musste: „Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ sagte ich sanft, „aber das fragen die Schauspieler auch immer, wenn man sie einmal schlecht findet.“

Sie fuhr auf: „Wollen Sie es vielleicht noch

vertheidigen? Sind Sie auch schon gegen Gustav?"

„Sie wissen ganz gut, dass ich zu den wenigen gehöre, welchen seine Verse gefallen. Ich habe oft genug ausgesprochen, dass ich Gustav für einen Dichter halte, für einen wirklichen Dichter. Man muss aber weder ein Cretin noch ein Schurke sein, wenn man anderer Meinung ist. Darüber lässt sich eben streiten. Sie sollten so gerecht sein, das einzusehen."

Sie wurde milder, meinte aber doch noch: „Die Zeitungen sind immer gegen Gustav gewesen."

„Die Zeitungen," sagte ich ungeduldig. „Was sagen denn die Zeitungen? Die Meinung des Publicums. Dazu sind sie da. Das ist ihre Stärke, und wenn Sie wollen, ist es freilich auch ihre Schwäche. Ihr Zorn hat eine falsche Adresse: Halten Sie sich an das Publicum, das seine Verse nicht mag, weil es sie nicht versteht, oder weil es an eine andere Art gewöhnt ist, oder weil es vielleicht überhaupt das Neue nicht will. Aendern Sie das Publicum, und die Zeitungen werden sich ändern. Man hat ja Beispiele. Ein Journalist kann kein Philosoph und kein Prophet sein. Sie können von ihm nicht verlangen, dass er die Welt umstürzt. Das

ist nicht sein Metier. Er hat seine Pflicht gethan, wenn er nur ehrlich den Geschmack und die Ansichten ausspricht, welche die Menschen seiner Zeit beherrschen."

„Aber wenigstens höflich," warf Gustav ein.

„Das wäre zu wünschen," sagte ich.

„Ich bin nämlich gar nicht wie meine Frau," versicherte er. „Ich vertrage jede Meinung. Ich verlange nicht, dass man meine Verse loben muss. Ich begreife ganz gut, dass man gegen mich sein kann. Ich begreife nur nicht, warum man gleich so grob mit mir ist."

Ich konnte nur sagen: „Da hast Du ja ganz recht."

Er fuhr fort: „Gut, nehmen wir an, ich irre mich. Du irrst Dich, wir irren uns alle — meine Verse seien schlecht. Es ist ja möglich, da es das ganze Publicum meint. Aber bin ich deswegen ein Mörder? Ich werde aber so behandelt. Man begnügt sich nicht, mir mitzutheilen, dass ich keine Verse machen kann, und dies etwa zu beweisen, sondern man tobt, man beschimpft mich, man verhöhnt mich, man hetzt gegen mich, man wendet alles an, mich zu vertilgen. Warum? Das ist es, wenn wir schon davon sprechen, was ich nicht verstehe und was mich manchmal verstimmt. Wie gesagt, nehmen

wir selbst an, meine Verse seien schlecht, so behaupte ich doch, dass jeder Mensch das Recht hat, Verse zu machen, wie gut oder wie schlecht er eben will oder kann. Das sollt Ihr mir nicht verkürzen."

„Mein Gott," sagte ich, „das ist eben jetzt der Ton. Schau die Politiker an! Die haben es auch nicht besser."

„Ich billige das ebensowenig."

„Und es ist wieder auch das Publicum schuld, das Hohn für Witz, Lärm für Kraft, Grobheit für Entschiedenheit hält. Du musst ja heute schreien, um überhaupt gehört zu werden. Wir haben allen guten Ton verloren — da kannst Du nicht verlangen, dass man ihn gerade für die Dichter bewahre."

„Das ist doch aber empörend!" rief die Dame aus.

„Und wohin werden wir damit kommen?" fragte Gustav. „Man glaubt schon mit Insulten zu beweisen. Nächstens wird man es mit Schlägen. Vielleicht wirft man nächstens einem Maler die Fenster ein. Es würde mich gar nicht wundern. Glaubst Du, dass das besonders nützlich für die Entwicklung der Kunst sein wird?"

„Aber Kind," sagte ich, „darin sind wir doch alle derselben Meinung. Deine Gegner

auch. Sie würden ebenso beklagen, daſs es leider heute keinen sachlichen Streit mehr gibt. Sie können es nur nicht ändern, wie Du es nicht ändern kannst. Es ist einmal der Ton, der schlechte Ton unserer Zeit, sei es, daſs wir nervöser sind, als man es früher war, und uns deshalb nicht mehr beherrschen können, sei es, daſs wir durch den erbitterten Kampf ums Dasein. wo jeder eine Todesangst hat, zu erliegen, wenn er nicht seine Fäuste gebraucht, gereizt und verroht sind. Der gute Ton der alten Zeit ist ausgestorben."

„Jessas! Jessas!" schrie der Onkel auf, daſs wir erschraken. Er hatte schon die ganze Zeit gezappelt. Aber nun hielt er es nicht mehr aus.

„Was ist denn?" fragte die Dame, nicht sehr verwundert, weil wir seine heftigen Schrullen ja kennen.

„Weil Ihr zu dumm seid's!" tobte er und fuchtelte mit den Händen. „Der gute Ton! Ich bitte! Wo habt's Ihr denn das her? Der gute Ton der alten Zeit! Wenn man Euch hört! Wo denn? Wann denn? Schade, daſs der gute Bauernfeld nicht mehr lebt! Der hätt' Euch was erzählen können vom guten Ton der alten Zeit! Der gute Ton des Herrn Saphir! Der gute

Ton, der schuld war, dass der Grillparzer sich kaum mehr auf die Gasse getraut hat und dann allmählich überhaupt verstummt ist! Der gute Ton bei der Premiere des „Fortunat", wo man den Bauernfeld fast geprügelt hat, oder von „Ottokars Glück und Ende", worüber Ihr den Grillparzer selbst nachlesen könnt! Nein, ich schwärme nicht für Eure neue Zeit, aber da ist sie unschuldig, den Ton hat sie nicht verdorben, der war schon so!"

Nachdenklich sagte Gustav: „Du hast vielleicht recht, es scheint schon in Wien immer . . ."

Aber der Alte unterbrach ihn wüthend: „Ah, natürlich! Wien! Da ist dann wieder Wien schuld! Statt zu sagen: die Menschen, sagt's Ihr: die Wiener! Als ob die Wiener verpflichtet wären, besser zu sein als die anderen! Wo haben die denn den guten Ton, die anderen? Wo denn, wann denn? Ihr lest halt die Bücheln nicht!"

Wir lachten auf: denn das ist die Manie des Onkels. Er liest den ganzen Tag in alten Büchern, lernt sie auswendig und weiß, was immer geschehen mag, zu beweisen, dass das unter den Menschen immer so gewesen ist, woraus er schließt, dass es so sein muss. Wie man

sich beklagt, kommt er mit einem „Büchel“. Wir necken ihn oft, es nützt aber nichts. Es beruhigt ihn, wenn er sich darauf berufen kann, dass eine Unsitte nicht neu, sondern unter den Menschen schon lange üblich ist. Dann ärgert er sich nicht mehr, sondern läſst sie gelten. Man kann das logisch anfechten, aber er befindet sich dabei sehr wohl.

„Bitte!“ sagte er triumphierend; „Goethe und Schiller! Bitte! Zum Beispiel! Also da glaubt man doch heute, über die müſste die Nation ganz selig gewesen sein. Solche Dichter, und dazu gleich das Glück mit ihren ersten Werken, mit dem „Werther“ und den „Räubern“, und noch dazu ein Fürst, ein Hof, der für sie war, der Druck von oben! Also, denkt man sich, denen hat es doch nicht fehlen können! Vielleicht haben ihre Sachen auch nicht gleich allen gefallen, aber dann hat man ihnen doch das jedenfalls mit Respect gesagt, immer den Hut in der Hand, wie es sich gebürt! Wenn je, muſs doch damals der berühmte gute Ton gewesen sein, um den Euch so leid ist! Glaubt man! Ja freilich! Ihr lest eben nicht in den Bücheln! Mein lieber Gustav, das ist unrecht von Dir, das solltest Du, denn da möchtest Du finden, daſs man mit Dir noch sehr glimpflich verfährt! Du würdest fin-

den, dass man Dich eigentlich noch verwöhnt, mit jenen verglichen — denke nur: mit Goethe und Schiller! Aber Ihr lest eben die Bücheln nicht, es ist ein Jammer! Darum trifft Euch jede Schlechtigkeit so hart, weil Ihr glaubt's, sie sei jetzt erst erfunden worden — ist ja aber gar nicht wahr! Da gibt es ein Büchel, das heißt Goethe und Schiller im Xenienkampf, da marschieren alle geschlossen auf, die sich gegen die „Sudelköche in Weimar" empörten, um das Triviale vor dem ruchlosen „Unfug" der beiden — „Heroen", sagen wir heute, damals hieß es „Pasquillanten" — zu schützen. Mein Lieber, Du darfst Dir gar nichts einbilden: Alles, was man heute gegen Dich sagt, ist in demselben freundlichen Tone schon damals gesagt worden. Da ist Herr Kapellmeister Reichardt, der hofft, dass alle anständigen Menschen „Herrn Schiller" so verachten müssen, als ob er „gerichtlich beschimpft wäre". Da ist Herr Campe, Pädagog und Philanthrop, Verfasser des berühmten Robinson und des großen Wörterbuches, also nicht irgendein Gassenbub der Literatur, sondern ein ernster und gebildeter Mann; der will dem Goethe ein „Federchen" abbürsten, meint aber: „Wir bürsten umsonst, denn an Dir ist alles Feder, weil Du Dir selbst als Phönix,

anderen aber als Gimpel erscheinst." Da ist Herr Johann Caspar Friedrich Manso, Collaborator zu Gotha, später Rector in Breslau, Verfasser eines Werkes über Sparta und eines anderen über die Ostgothen, also hoch gelehrt. Der läßt sich über Schiller also vernehmen: Zuerst über „Kants Affen in Jena":

Was das Verächtlichste ist von allen verächtlichen Dingen?
Wenn sich ein Affe bemüht, würdig und wichtig zu sein . . .

dann über die „Räuber":

Ist das nicht reine Natur? Ja, wahrlich, Schwätzer, das ist sie,
Bis zum Ekel getreu hast du die rohe copiert! . . .

über die Geschichte der Niederlande:

Leere Träume die Menge und abgeschmackte Tiraden,
Hat ein kecker Phantast hier für Geschichte verkauft . . .

und zu den Briefen über ästhetische Erziehung:

Wie, teutonisches Volk, so weit ist's mit Dir gekommen,
Daß sich Fritzchen sogar Dich zu erziehen erkühnt?
Nimm Dich inacht vor dem Schalk, der Knabe ist selbst nicht erzogen,
Und an dem Ort, wo er lebt, wird man ihn ewig verzieh'n.

Fritzchen, Knabe, kecker Phantast, Schwätzer, Affe — schäm' Dich, Gustav, wie weit bleibst Du da zurück! Aber gar Goethe, der

„stößige Bock“, wird noch viel ärger behandelt. Da heißt es:

Jungenhaft nahm er sich immer, der Goethe, und wird sich so nehmen,
Fünfzig ist er, und noch wirft er die Leute mit Koth . . .

Dann, Egmont an Goethe:

Wahrlich, ich liebelte nicht mit Dirnen, als Belgien seufzte,
Glaubst du denn, lock'rer Gesell, jedermann fasle wie du? . . .

endlich ganz deutlich:

Besser stoßen, das ist gewiss, zwei Ochsen als einer,
Somit wisst ihr, warum Goethe sich Schillern verband!

Jungenhaft, lock'rer Gesell, Ochse — Du wirst Dich tummeln müssen, Gustav, wenn Du das noch erreichen willst. Aber lies das Büchel! Hebbel hat daraus einmal einen Auszug gemacht, dem man sein Vergnügen anhört, dass es jenen auch nicht besser ergangen ist. Zum Schluss sagt er: „Der Erfolg ist bekannt. Wer Koth nach den Sternen wirft, dem fällt er selbst ins Gesicht. Das gilt für alle Zeiten.“ Damit kannst Du Dich trösten, mein Gustav.“

„No,“ sagte Gustav in guter Laune. „Nur keine falsche Logik, Onkel. Der Koth, der einem

nachgeworfen wird, beweist deswegen noch immer nicht, dass man ein Stern ist."

„Merkwürdig," sagte ich nachdenklich, „merkwürdig ist mir an dieser Wuth nur, dass sie ausbrach, als die zwei gerade, von allen Jugendlichkeiten befreit, den höchsten Begriff der Kunst erblickt und den ersten Plan einer deutschen Cultur entworfen hatten."

„Wahrscheinlich gerade deswegen," erwiderte der Onkel.

„Es ist aber doch kaum zu glauben," sagte die Dame ganz traurig, „dass es wirklich niemals einen guten Ton gegeben haben soll."

„Nie!" versicherte der Onkel. Und nach einer Pause fuhr er fort, indem er uns spöttisch ansah: „Also das wär' doch einmal eine Gelegenheit! Ihr wollt doch um jeden Preis auffallen, neu und besonders sein, anders als die anderen, extravagant, originell! Wie wäre es, wenn es einer einmal mit dem guten Ton versuchen würde? Das war noch nicht da. Und da wäre man auch vor den Nachahmern sicher!"

Die Menschen.

„Die Menschen!“ rief der Onkel gereizt. „Da wird Euch das Predigen nicht helfen. Die Menschen sind eine Bande!“

„Ich glaube das eben nicht,“ wiederholte der Schwärmer in seinem leisen und festen Ton. Er hatte uns geschildert, wie er alles andere aufgegeben, um ins Volk zu gehen und hier für seine Gedanken durch das Beispiel zu wirken. Er meinte, es sei ein Fehler, nur Bücher zu schreiben oder Reden zu halten, da man sich mit Worten den Menschen nicht nähern könne, sondern man müsse mit ihnen leben, ihre Leiden und Freuden theilen, ihr Vertrauen verdienen, um ihr Freund zu werden; wenn jeder, der das Gute will, dafür in seinem Kreise, wie klein er

sei, lebendig zu wirken trachte, so würde es allmählich durch die ganze Menschheit dringen. „Man muss nur ein bisschen Geduld haben," hatte er gesagt. „Gutes oder Schönes ist freilich leicht gedacht, Gedanken haben Flügel. Aber damit ist nichts gethan. Dass wir es leben, das Gute oder Schöne, dazu sind wir da. Das geht nun eben langsam. Bis der gute oder schöne Gedanke zur That wird und so durch das Beispiel sich allmählich des ganzen Daseins bemächtigt, das braucht Zeit. Wir dürfen nur nicht gleich verzagen. Was liegt denn daran, wenn wir es selbst nicht mehr erleben? Es geht ja doch nicht verloren, es wirkt schon fort. Ich glaube an die Menschen." So hatte er gesprochen, um es zu rechtfertigen, dass er uns verlassen hatte und jetzt in einem kleinen Orte, fern von aller Cultur, wie wir es nannten, mühsam und, wie wir fanden, seiner großen Begabung unwürdig lebte.

„Glauben!" schrie der Onkel. „Sie glauben an die Menschen — Sie glauben nicht, dass sie eine Bande sind! Es handelt sich aber gar nicht darum, mein Lieber, was Sie glauben! Hier heißt es beweisen. Nach einer Vermuthung, einer Empfindung richtet man nicht sein Leben ein. Wenn die Menschen zu bessern wären, so

hätten sie schon Zeit genug gehabt: man arbeitet seit viertausend Jahren daran."

„Man arbeitet aber falsch, weil man es immer nur von außen versucht: durch Gesetze, durch Drohungen, durch Strafen. Bezwingen werdet Ihr die Menschen nie, wenn Ihr sie nicht überzeugt."

„Ah," sagte der ungeduldige Onkel. „Ueberzeugt sind sie alle, jeder weiß, was recht und unrecht ist."

„Dann hätte ich ja recht; dann sind sie ja gut."

„Oho! Was nützt mir denn ihre Ueberzeugung, mein Lieber? Freilich weiß jeder, was er soll — er thut es nur nicht."

„Dann ist es eben keine Ueberzeugung," sagte der Schwärmer beharrlich. „Das meine ich ja gerade, das ist es ja, was ich gefunden habe: Ihr lernt den Menschen in den Schulen ein, was erlaubt und was verboten ist, und aus Furcht stellen sie sich, es zu glauben, aber wie sie handeln, versagt es, und irgendeine ungehemmte Leidenschaft, ein wilder Trieb aus der Vergangenheit, als wir noch Thiere waren, reißt sie hin. Erziehung ist aber nicht Worte einlernen, sondern die schlechten Triebe nehmen, gute geben, bis einem das Rechte nicht, wie uns

jetzt, zu einer bloßen Kenntnis, sondern zur Natur geworden ist. Bringen wir die Menschen dahin, dass sie gut sind, wie man zornig oder verdrossen oder lustig ist, ohne es sich vorzunehmen, ohne es zu wollen, weil man eben muss und nicht anders kann."

„Bringen wir die Katzen dahin, dass sie Hunde werden," warf der Onkel ein.

„Die Katzen haben noch niemals erklärt, dass sie Hunde sein wollen," sagte der Träumer gelassen. „Die Menschen erklären aber seit viertausend Jahren, dass sie gut sein wollen, und jeder verlangt es vom anderen . . ."

„Um den anderen zu entwaffnen, um selbst im Kampfe der Stärkere zu sein. Die ganze Moral ist eine Erfindung der Räuber, der Gewaltigen, der Herren, damit sich die Schwachen nicht einmal wehren sollen. Und die Schwachen sind so dumm, es zu glauben, weil sie sich dadurch zu schützen meinen. Es geht aber immer schließlich an ihnen aus."

„Ueber die Entstehung der Moral wollen wir nicht streiten," sagte der Schwärmer. „Das ist eine Frage für Doctoren, die uns praktisch nicht hilft. Aber nehmen wir sogar an: Sie hätten recht. Gut. Der Begriff des Guten sei ursprünglich zuerst von einem Eroberer erfun-

den worden, nur um die Unterworfenen durch Betrug zu bändigen. Nun ist aber der Begriff da — nicht wahr, das leugnen Sie doch nicht? Oder wollen Sie behaupten, dass es überhaupt keinen Menschen gibt, welcher wirklich den Begriff des Guten hat, sondern dass alle damit bewusst nur die anderen täuschen wollen, was sich doch auch schon dadurch widerlegen lässt, dass ja dann die Täuschung gar nicht möglich wäre, nicht?"

„Natürlich gibt es auch Narren," brummte der Onkel.

„Es gibt Narren," bestätigt der Träumer, „und jene Täuschung beruht darauf, dass es Narren gibt, in welchen der Begriff des Guten lebt. Was die Räuber erfunden haben, um die Schwachen noch mehr zu schwächen, ist in manchen Menschen, zuerst vielleicht nur in den Schwachen, die den Betrug nicht merkten, allmählich wohl sogar in manchen Räubern selbst zu einer Kraft geworden, die nun einmal da ist und sich nicht ableugnen lässt, so wenig als Zorn oder Hass oder irgendein anderer Affect. Mag der Entwurf eines guten, freien und gerechten Lebens in Liebe und Eintracht der Menschen zuerst immerhin nur zur Beschwichtigung und Bethörung der Schwachen gemeint gewesen sein,

aber dann sind Menschen gekommen, die ihn aufgenommen haben, in welchen er fortgewirkt hat und in welchen er allmählich zu einem so leidenschaftlichen Wunsch geworden ist, dass sie lieber auf das Leben selbst verzichten, als ihm entsagen werden. Wenn Sie diesen Menschen sagen, dass es andere gibt, die einen solchen Wunsch nicht kennen, so kann sie das so wenig bestimmen, von ihm abzulassen, als es einen Hungrigen beruhigt, wenn Sie ihm beweisen würden, dass andere den Hunger nicht kennen. Es gibt Menschen, die hungrig sind nach Güte! Was soll mit diesen geschehen? Wollen Sie ihnen beweisen, dass ihr Hunger ein Irrthum ist, ein Missverständnis der Geschichte? Davon werden sie nicht satt. Wir wollen keine Argumente, denn diese können uns nicht helfen, wir haben Hunger, Hunger nach Güte, Gerechtigkeit und Liebe. Was soll mit uns geschehen?"

„Ihr werdet eben verhungern," sagte der Onkel trocken.

„Aber nicht ohne vorher die Welt mit unserer brüllenden Verzweiflung erfüllt zu haben. Es könnte vielleicht einmal einen Aufstand der guten Menschen geben." Der stille Träumer hatte jetzt einen fast drohenden Ton.

„Ihr seid zu wenige, da brauchen wir uns nicht zu fürchten."

Der Schwärmer stand auf, trat auf den Onkel zu und lächelte; er hatte sich wieder gefasst. „Sie sind auch merkwürdig! Um nur recht zu behalten in der Debatte, rechnen Sie sich jetzt schon zu den Schlechten. Es ist ja aber gar nicht wahr. Man kennt Sie doch. Sie sind der beste Mensch — Sie möchten es nur allein sein, scheint's."

„Von mir ist doch nicht die Rede," sagte der Onkel, ein bisschen verlegen. „Was wollen Sie denn von mir? Ich bin alt und bin ein Sonderling . . . eben auch ein Narr! Das leugne ich ja gar nicht, dass es einige gibt, die die Marotte haben. Ich und Sie und . . . alle Anwesenden, natürlich! Darum handelt es sich aber gar nicht, sondern wir reden im allgemeinen. Sie behaupten: die Menschen sind gut. Ich sage: Bestien sind sie! Eben jeder nach seinen Erfahrungen . . . Sie sind noch jung, warten Sie es ab!"

„Und mit dem Warten würde das Leben und so würde die Menschheit vergehen!" Der Schwärmer richtete sich auf und wurde sehr ernst: „Nein! Das halte ich eben für das Schlimmste! Der Missmuth, Unglaube und

Zweifel der anständigen Menschen sind gefährlicher, als es der Widerstand der Schlechten jemals werden kann. Es gibt viel mehr Gute, als man denkt — das lasse ich mir nicht nehmen, aber sie trauen sich nicht heraus, sie zeigen es nicht, weil sie fürchten, dumm zu scheinen und sich lächerlich zu machen. Ich habe das oft erlebt, es ist eine wahre Manie, nur um Gotteswillen es sich nicht merken zu lassen und nicht in den Verdacht zu kommen, dass man gut ist, als ob es die größte Schande wäre! Warum? Weil man, heißt es, seine schlimmen Erfahrungen gemacht hat. Das verstehe ich nun gar nicht. Geboten ist: Du sollst nicht stehlen. Nun werde ich bestohlen. Ja, werde ich daraus schließen: O, es wird also doch gestohlen . . . folglich stehle ich auch? Aber so thun Sie und mit Ihnen tausende von anständigen Menschen genau so! Geboten ist: Sei gut! Nun erfahren Sie: Dieser oder jener handelt schlecht. Und daraus schließen Sie: man ist schlecht, und wagen es nun schon selbst nicht mehr, gut zu sein, oder höchstens verstohlen und insgeheim! Statt vielmehr zu sagen: Schau, es gibt doch noch immer Menschen, die schlecht sind, da müssen wir uns doppelt zusammennehmen, um durch unser Beispiel das Böse zu vertilgen. Denn

es ist immer nur — wenn man das nur einsehen möchte! — es ist immer nur das Beispiel, das wirkt. Worte verwehen, Befehle zerbrechen, aber das Beispiel mit seiner stillen Kraft steht da und wirkt und wirkt! Ihr aber, statt selbst ein Beispiel zu geben, das schon, seid unbesorgt, blühen und fruchten wird, Ihr wollt immer, dass der andere anfangen soll, und so wartete jeder auf den anderen. Das ist so heillos komisch, dieses ewige Warten der Menschen, keiner will der erste sein, der gut ist, als ob es eine Gefahr wäre. Ich will nicht übertreiben, man soll die alten bösen Mächte im Menschen auch nicht unterschätzen, die dumpf nachzitternden Erinnerungen aus der thierischen Zeit her, die immer noch manchmal aufbrechen werden, aber oft kommt es mir wirklich schon vor, als ob alle Menschen, fast alle Menschen eigentlich gut sein möchten und sich nur abschrecken lassen, weil sie der anderen noch nicht sicher sind. Wozu denn aber diese Garantie? Wollt Ihr es denn nur zur Belohnung für die anderen sein? Versucht es wenigstens einmal: do ut des! Seid gut und seht zu, ob es dadurch die anderen nicht auch werden! Aber nicht: gib mir, damit ich Dir dann auch gebe! Warum sollen sie Euch mehr trauen als Ihr ihnen? Und in diesem thörichten:

Geh' Du voran! steht die Menschheit still, jeder möchte, aber keiner glaubt zu können — wie feige sind wir doch, wo es das Höchste unseres ganzen Lebens gilt! Welchen Muth, welche Energie, welchen Verstand haben wir für unsere Laster, unsere Verbrechen, aber einmal ein bißchen menschlich zu sein, will keiner wagen. Ja, was kann uns denn dabei so Schreckliches geschehen? Ausgelacht zu werden! Immer wieder diese Angst! Und deshalb wollen wir verzichten, das Glück zu erobern?"

Der Onkel, der gern ein bißchen mit seiner Belesenheit in den „Bücheln" prahlt, ohne es sehr genau zu nehmen, sagte warnend:
Die thöricht gnug ihr volles Herz nicht wahrten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Der Träumer antwortete nicht gleich. Erst nach einer Pause meinte er: „Wahrscheinlich werden sie auch selbst schuld gewesen sein. Wenn jemand einen Gedanken hat, wie der Mensch sein sollte, was thut er denn meistens? Er geht hin und spricht es aus und fordert uns auf, so zu werden, wie er es sich denkt. Ist er beredt, so stimmen ihm manche zu und schließen sich an, und nun ist es schon eine ganze Partei, die spricht und fordert, und wer nicht gleich mit ihr ist, wird jetzt gescholten und bedroht — natürlich

wehrt er sich, eine zweite Partei entsteht, und nun ringen die beiden, und jede will die stärkere sein, aber von jenem Gedanken, mit dem es angefangen hat, ist längst nicht mehr die Rede, und so leben die Menschen im Argen fort, bis es wieder einen recht tief erfaßt, der nun wieder einen Gedanken gegen die Noth hat und wieder spricht und fordert, bis er wieder eine Partei gewinnt, die wieder, kämpfend und bekämpft, seinen Gedanken verliert, und wir hoffen stets, und nie wird es besser. Ich aber will den Leuten nicht sagen, wie ich meine, daſs sie sein sollten, sondern selbst schön sein. Ich will mich nicht von den Apfelbäumen beschämen lassen, die, wenn sie blühen, Gott besser loben als je ein Priester. Darum bin ich in mein Dorf gegangen, rede nichts und thue gut. Ich hoffe, es steckt an. Das ist aber nicht meine Sorge. Ich bitte keinen darum. Mache das jeder mit sich aus. Mag er schlecht sein, wenn es ihm lieber ist — ich bin nicht sein Vormund. Man lasse mir nur die Freiheit, selbst gut und schön zu sein. Versuchen wir es einmal so. Ich glaube an das Beispiel."

„Wenn Sie sich nur nicht täuschen!"

Der Schwärmer sah den Onkel an. Dann sagte er: „Und wenn ich mich täusche?" Wir hatten in der Schule einen alten Katecheten, der

uns gern einen alten Vers vorsprach, in welchem ein Zweifler den Gläubigen warnt:

O Christ, o Christ!
Wie Du betrogen bist,
Wenn der Himmel
Eine Lüge ist —

worauf der Fromme erwidert:

O Atheist, o Atheist!
Wie Du betrogen bist,
Wenn die Hölle
Keine Lüge ist.

Nun, es mag ja nicht sehr ideal sein, Kindern so vorzurechnen, wie klug es für alle Fälle ist, Religion zu haben. Ich muss aber doch unwillkürlich daran denken. Ist denn das Unglück so groß, wenn ich irre mit meinem Glauben an die Menschen? Wie aber, wenn Sie irren? Und hätten Sie selbst recht und wären die Menschen wirklich schlecht, so meine ich, dass wir es uns nicht eingestehen dürften, um sie nur ertragen zu können! Und auch, weil es, um sie zu bessern, immer noch das sicherste Mittel ist, wenn man sie für besser hält. Wenn ich meinen Hund rufe, und er folgt nicht, was thue ich? Ich rufe ihn wieder und schmeichle: „So komm doch, Peterl! Komm her! Du bist doch mein braves Peterl!“ Und da kommt er. Wenn ich ihm aber den Stock

zeige, rennt er weg. Den Menschen hat man bisher immer nur den Stock gezeigt. Wir wollen einmal versuchen, ihnen zu schmeicheln!"

„Ihnen ist nicht zu helfen!" sagte der Onkel ärgerlich, fast neidisch, und schüttelte sich.

Aber der Träumer lächelte.

Die Pantomime vom braven Manne.

1892.

Die Pantomime vom braven Manne.

Personen:
Pantalon.
Arlequin.
Pierrot.
Scaramouche.
Colombine.
Die Polizei.

Motive:

Das Motiv der Colombine, von der treuen Liebe. Ein heiterer, herzlicher, schlichter Walzer, etwa im Geiste der Lanner-schen, wenn er unbegleitet und rein erscheint; aber gerne preciös, geziert und eitel, mit koketten

Pirouetten, und als ob er sich selber nicht ernst nähme und ironisieren möchte, dass man das Vertrauen verliert; aber auf einmal wieder in lieben Tönen reiner Einfalt, rührend und fromm, dass man sich immer noch einmal betrügen läßt.

Das Motiv des Pantalon, von der leeren Tasche. Derb, im Tone des Volkes, wie irgendein Lied vagierender Burschen. Neben der Colombine ist es das Platte, Bürgerliche, Gemeine.

Der Ruf des Arlequin. Ein paar jähe, freche Töne, unverschämt hinauf, wie eine Trompete von Hoffahrt und von Dünkel. Grell und brutal, wie rother Mohn.

Das Motiv des Pierrot, vom guten Kerl. Dumpf, mühsam und beladen, wunschlos, ergeben, ohne Trost und Hoffnung, grau und fragend. Es klingt wie der müde, geduldige Trott von spanischen Eseln.

Das Motiv des Scaramouche, von der Polizei. Ein langsamer, holpriger, altväterisch gravitätischer Marsch, landstürmisch und invalide. Im Tone des „Immer langsam voran".

Das Vorspiel mischt diese Motive, gesellt und trennt sie wieder. Jedes wird erst für sich gezeigt, dann an den anderen verglichen, der

Reihe nach. Endlich der steife, hölzerne Marsch der Polizei, das Motiv des Scaramouche. Daneben verklingt der Tag, die Arbeit schweigt, die Stadt beruhigt sich vom Lärm. Man hört die Läden schließen, das stille Gebet der letzten Glocken und den Zapfenstreich. Und schwere, feierliche große Accorde der Rast und der Nacht, unter welchen das Motiv des Scaramouche nur noch wie ein winziger Käfer kriecht.

Der Vorhang auf. Die Bühne ist, mit zierlichen schmalen Wegen und, unter Kastanien und Linden, mit heimlichen Bänken bedeckt, eine heitere Promenade vor der Stadt, zu welcher hinten eine steile, breite Straße führt. Diese kommt aus der zweiten Coulisse links, geht eben quer nach der dritten Coulisse rechts, steigt hier steil quer nach der vierten Coulisse links, wendet sich scharf und verläuft immer steil bergan, nach hinten rechts; an der vierten Coulisse links, wo die Straße sich wendet, ist eine Laterne. Im Grunde Mauern und Thürme der Stadt. Vorne links eine Bank unter der Linde. Rechts dichtes Gebüsch.

Abend; Frühling. Heller Nebel thaut. Hinten verschwimmen fahl im Dunst die spitzen Zacken und schmalen Giebel der alten Stadt.

Aus der zweiten Coulisse links der Nachtwächter, mit einer Leiter. Er schreitet langsam die Straße entlang zur Laterne, legt die Leiter an und entzündet die Laterne. Dann geht er stadtwärts rechts oben ab.

Das in den Tönen der Rast und der Nacht gedämpfte und verhüllte Motiv des Scaramouche wird lauter und näher. Rechts oben, vom Thore der Stadt her, kommt die Wache, sechs Mann hoch hinter S c a r a m o u c h e, langsam, gebrechlich, gravitätisch, schnaufend, ohne Schritt. Am Fuße des Berges, vor der Promenade, halten sie und rasten. Sie lehnen die schweren Gewehre weg und trocknen den Schweiß. Scaramouche gibt gemessen seine Instructionen. Sie treten wieder ins Glied, Scaramouche zählt ab und theilt zwei Gruppen. Diese marschieren vor einander auf und präsentieren. Die eine geht rechts vorne, die andere, von Scaramouche geführt, links vorne ab. Der Marsch verklingt in die Accorde der Rast und der Nacht, bis plötzlich aus ihnen, erst leise, bald heftiger, eine schmerzliche Klage wächst und schwillt, von Zorn, Verzweiflung, Sehnsucht, betrogener Hoffnung und verrathener Liebe; die ringen und drängen und müssen doch alle zuletzt

in das triviale, klägliche Motiv der leeren Tasche auslaufen.

Pantalon kommt aus dem Grunde der Promenade, düster, verhärmt, brütend. Er hält, zögert, versinkt in sich, schüttelt sich rathlos und wandert wieder, ohne Trost. Vor der Linde vorne links ergrimmt er, hadert wild, wüthet, ballt die Fäuste und tobt. Hier hat sie tausendmal mit ihm gesessen, hier hat sie ihm tausend Eide geschworen! So schön, so lieb und so falsch! Mit dem verfluchten Lumpen von Arlequin! Das Motiv der treuen Liebe und die höhnische Trompete des Arlequin. Er fällt auf die Bank und heult erbärmlich. Dann trocknet und schüttelt er sich und starrt dumpf hinaus. Er kann es noch immer nicht glauben, von ihr nicht glauben, die er so herzlich geliebt und die es ihm so herzlich vergolten. Er denkt an die keusche Güte ihrer schmalen, weichen Miene, an die sanfte Treue ihres frommen Blickes, an die liebe Unschuld ihrer hellen Rede. Er kann, er kann es nicht glauben! Aber sie ist ihm doch fort! Er hat doch den Brief! Er darf nicht zweifeln. Er holt den Brief und weint und wüthet und zerknittert und glättet ihn gleich wieder ängstlich, weil es ja wenigstens ein Andenken ist. Das einzige, das ihm geblieben. Sonst hat er nichts

mehr, nichts mehr auf der Welt. Ja — weil er kein Geld mehr hat! Er zeigt die leeren Taschen. Alles für sie verprasst und dann ist sie fort! So sind die Weiber! Was soll aus ihm jetzt werden, ohne sie, ohne Geld, ohne Muth, Freude und Hoffnung? Er sinnt lange rathlos auf der Bank unter der Linde.

Plötzlich, schrill zwischen die scheuen Klagen der irrenden Geigen, der freche Ruf des Arlequin. Rechts oben, vom Thore her, erscheinen Arlequin und Colombine. Pantalon springt hastig auf und will ihnen entgegen. Aber er wendet sich wieder und überlegt: Arlequin ist ja viel stärker; Arlequin wird ihn verhauen; dann wird er auch noch ausgelacht. Dann hat er sie erst recht nicht mehr, und noch immer kein Geld und obendrein Prügel. Er kriegt eine ohnmächtige Wuth. Er tobt und windet sich und ballt die Fäuste. Wie sie in die Promenade treten, versteckt er sich hinter dem Gebüsche rechts und lauscht.

Arlequin, bunt und üppig gekleidet, mit eitlen, prahlerischen Gesten, ein rechter Geck und Fanfaron. Colombine, sehr schlank, sehr schmal, sehr zart, spitze, herbe, kindlich dürftige Formen unter dem weiten, faltigen Gewande. Sie kommen Hand in Hand die

Straße herab, von einem langsamen, zierlichen Menuette geleitet: Arlequin leidenschaftlich, eindringlich und pathetisch, Colombine spröde und geziert. Er declamiert von seiner Liebe. Sie liebt ihn ja auch. Er zieht sie heiß an sich. Sie widersteht verschämt. Er will sie küssen. Sie löst sich geschmeidig. Er bettelt und fleht und drängt. Sie betheuert ihre Liebe, aber auch ihre Tugend. Er wird gewaltsam. Sie entflieht. Er hascht sie. Sie weint. Er tröstet sie und schmeichelt ihr. Er will ihr ja doch nichts thun; es wird gar nichts geschehen; sie soll bloß vernünftig sein. Und er wiederholt seine heftige, unverwindliche, närrische Liebe, und wie herrlich sie es bei ihm haben soll, und ein Kerl wie er findet sich nicht alle Tage, und läßt die großen Thaler klimpern. Aber wie er wieder nach ihr greift, entwischt sie ihm wieder, und es ist lange ein munteres Spiel von Werben und Sträuben, von Haschen und Fliehen, von Begehren und Versagen, bis sie sich endlich ergibt. Sie küssen sich lange. Pantalon raschelt im Gebüsche. Sie horchen erschreckt. Sie zeigt auf die Laterne und die Nähe der Stadt. Er zieht sie ins Dunkel der Promenade, wo sie einsam und versteckt ist. Links vorne ab.

Pantalon aus dem Gebüsche rechts.

Der Mond löst sich von leichten Wolken. Er gießt ein dünnes, helles, in mildes Grün versponnenes Grau auf die Bäume, über die Wege. Hinten die Thürme und Giebel der Stadt ragen schwarz. Die Laterne scheint gelb, fahl, feindlich. Das Motiv von der leeren Tasche in den großen Accorden der Rast und der Nacht.

Pantalon ist verzweifelt. Es gibt keine Hoffnung und Hilfe. Sie liebt ihn nicht mehr, und ohne sie kann er nicht leben. Sonst freut ihn nichts. Was soll er noch auf der Welt? Ohne Geld und ohne Liebe! Es hat keinen Sinn. Er will nicht mehr leben. Er holt eine Schnur aus der Tasche, prüft ihre Kraft, sieht, welchen Baum er wählen soll, geht nach der Laterne und will sich erhenken. Es gelingt nicht gleich. Er ist ungeschickt. Er fällt und muss es noch einmal versuchen. Der weiche, breite, alte Schlapphut geniert ihn. Er wirft ihn zornig weg. Endlich hat er es, zieht die Schlinge, strampelt noch ein bisschen, schnappt und baumelt. Sein müdes, schlaffes, versunkenes Gesicht ist im schrillen Gelb der Laterne; aber der Leib wird im blassen Silber des Mondes wie ein entrinnender, zerfließender Schatten. So schwankt er im Winde. Das schwere, dämliche,

bedrückte Motiv des guten Kerls verkündet die Ankunft des Pierrot.

Pierrot von vorne rechts mit einem Karren, sehr kümmerlich, dürftig und verzagt. Wo die steile Straße beginnt, rastet er eine Weile, dumpf, müde, gedankenlos, ohne Wunsch und Hoffnung, thierisch ergeben. Er rafft sich auf und schiebt den Karren über den Berg, keuchend und mühsam. Vor der Laterne erschrickt er, hält und sieht verblüfft nach der Leiche. Er stellt den Karren weg und zupft den Pantalon. Er will klettern, rutscht aus und schlägt hart nieder. Er steht auf und reibt sich schmerzlich die Nase. Was thun? Die Sache ist nicht so einfach. Aber er kann ihn doch nicht hängen lassen! Er klettert behutsamer und ängstlicher, und es gelingt ihm endlich, die Schnur zu lösen. Der Körper fällt. Pierrot erschrickt, fährt mit dem Kopfe jäh zurück, schlägt an die Scheibe der Laterne, welche klirrend zerbricht, läßt unbesonnen los und plumpst auf den Gehenkten. Er wischt sich schaudernd ab, als ob vom Tode etwas kleben bleiben könnte, und sinnt eine Weile. Er will den Körper nach der Promenade tragen, auf die Bank. Der Körper ist zu schwer. Er leert den Karren und ladet ihn auf. Die Musik vermischt, während

er mit dem Karren nach der Promenade kommt, die Motive der leeren Tasche und des guten Kerls und verspottet beide.

Er legt ihn sorglich auf die Bank und möchte ihn wecken. Er reibt ihn, bläst auf ihn, wischt ihn mit nassem Gras. Endlich reckt sich der schlaffe Leib.

Pantalon erwacht und sieht erstaunt herum, ohne dass er sich gleich recht besinnen könnte.

Große Freude des Pierrot; er ist stolz und selig.

Pantalon erinnert sich. Leise klingt das Lied von der treuen Liebe und der Ruf des Arlequin. Er wendet sich und sieht nach der Laterne. Er wird sehr wild. Nun ist seine ganze Arbeit wieder umsonst. Nun hat er alle Mühe des Sterbens gehabt, ohne den Gewinn des Todes. Nun kann er noch einmal von vorne beginnen. Was braucht der fremde Kerl sich um ihn zu kümmern? Wird er für ihn sorgen? Bringt er ihm seine Colombine wieder? Na also — dann konnte er ihn auch baumeln lassen!

Pierrot findet das ungerecht. Er hat es anders erwartet. Er meint, dass er ihm vielmehr danken müsste.

Danken? Das wird ihm Pantalon gleich zeigen, wie er es verdient. Er schlägt ihn mitten ins Gesicht und läuft davon.

Pierrot reibt sich verdutzt die Backe und kann es nicht verstehen. Die Welt ist nicht gerecht. Man hat keinen Dank. Er schiebt den Karren wieder hinauf, hält vor der Laterne und ladet ein.

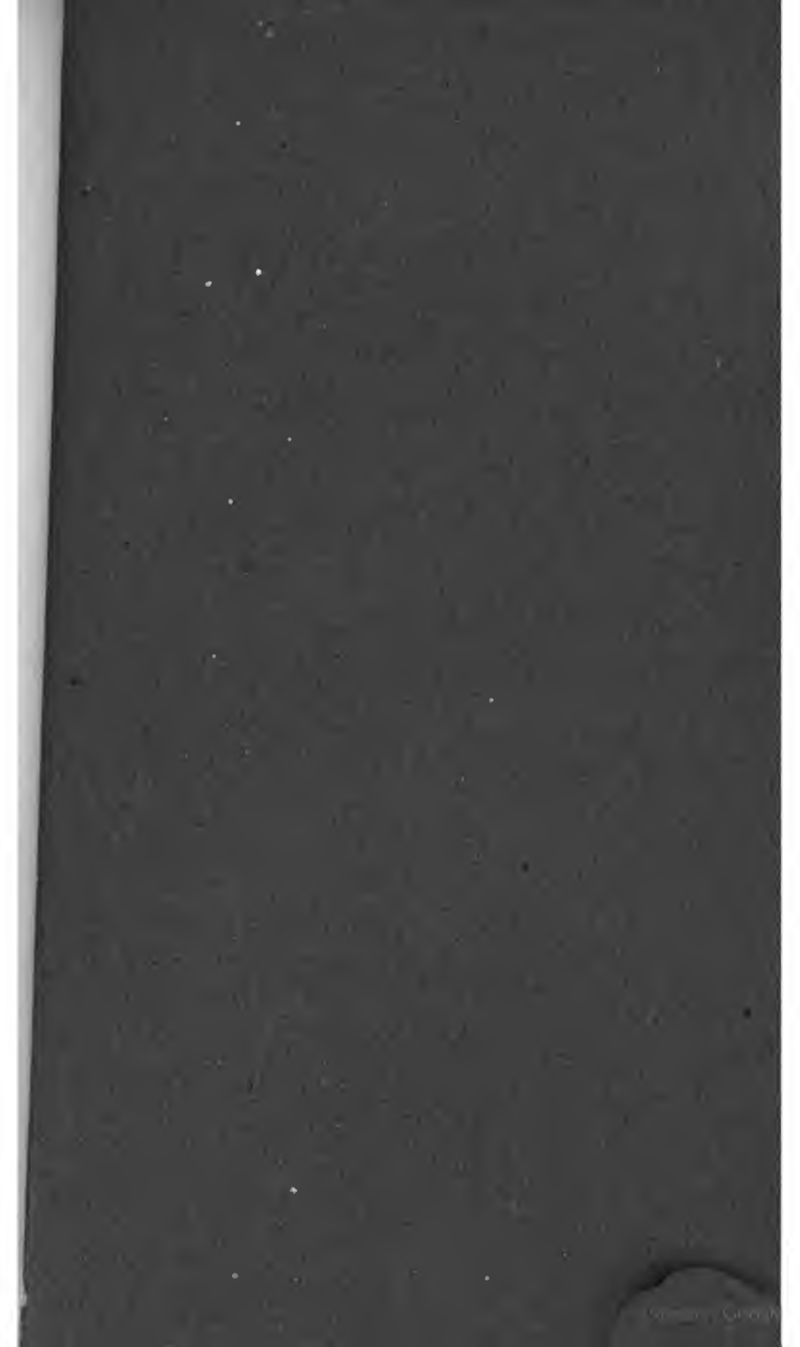
Das Motiv des Scaramouche. Die Wache kommt von der Streifung zurück. Von vorne links langsam über die Promenade nach dem Fuße des Berges. S c a r a m o u c h e erblickt den Pierrot, die zerbrochene Laterne und den verlassenen Hut des Pantalon daneben. Die Sache ist verdächtig. Sie halten und berathen. So ein Bösewicht wird oft sehr unangenehm. Es gehört Verstand und Muth dazu. Scaramouche entwickelt seinen Plan. Einer soll rechts, einer links am Rand der Straße schleichen, heimlich, leise, scheinbar ohne Arg an dem Pierrot vorbei. Oben wenden sie sich und warten, bis Scaramouche mit dem dritten angerückt und also der Verbrecher rings umzingelt ist. So geschieht es. Pierrot ist sehr verwundert, was die Polizei mit den gefällten Bajonnetten will.

Es hat sich einer gehenkt und er hat ihn gerettet. Ja, das kann jeder sagen. Er wird verhaftet. Sie nehmen ein umständliches Protokoll mit ihm auf.

Arlequin und Colombine kommen vorne links zurück, zärtlich verschlungen, girrend und schnäbelnd, selig und müde. Sie betheuern ihre Gefühle und preisen das Glück. Sie werden sich niemals verlassen. Colombine sieht die Gruppe auf der Straße. Sie nähern sich neugierig. Gerade hebt Scaramouche den Hut des Pantalon vom Boden. Sie erkennen ihn und erstaunen. Arlequin läuft hinauf: Was ist das für ein Hut, woher kommt der Hut? Pierrot erklärt es ihm, dass es der Hut des Gehenkten ist, den er gerettet hat. Arlequin schleppt den Pierrot wüthend von der Wache weg vor Colombine. Sie wird sehr zornig. Was geht ihn der Pantalon an? Ein anderes Mal soll er ihn ruhig hängen lassen. Das wäre viel bequemer. Sie prügeln den Pierrot. Die Wache braucht eine Weile, bis sie wieder im Gliede und abgetheilt ist. Arlequin nimmt Scaramouche beiseite, gibt ihm Geld und erklärt die Geschichte. Scaramouche sieht es ein. Er hat gleich gewusst, dass es ein gefährlicher Verbrecher ist. Ihn betrügt man nicht. Aber der soll es büßen.

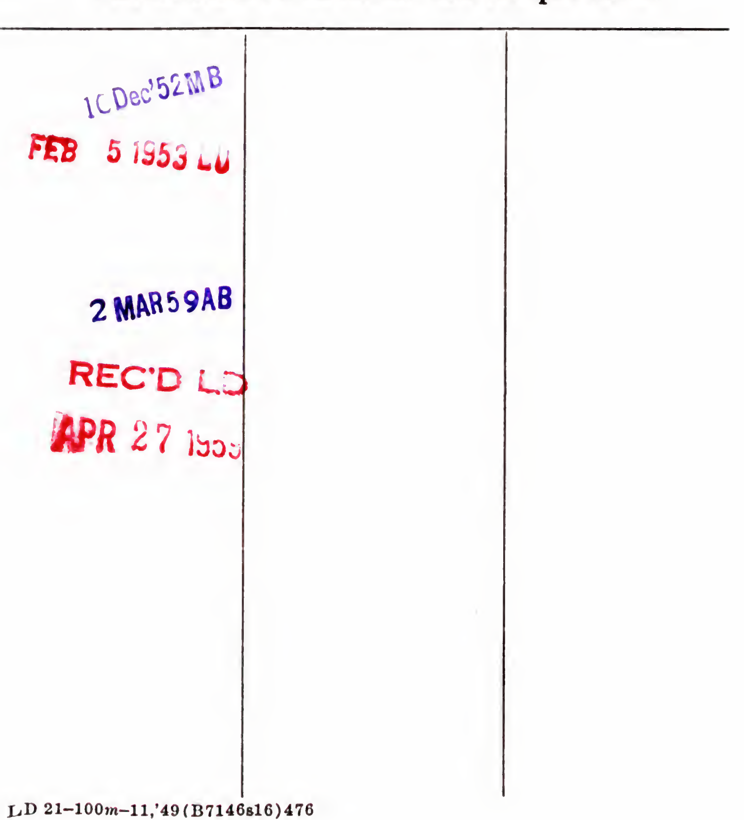
Er wird nichts zu lachen haben. Sie binden ihm die Hände, nehmen ihn in die Mitte und führen ihn stolz nach der Stadt, während Arlequin und Colombine, zärtlich verschlungen und mit vielen Küssen, langsam folgen. Der Vorhang fällt.

Inhalt.





Buchdruckerei „Industrie", Wien.


1CDec'52MB
FEB 5 1953 LU
2MAR59AB
REC'D LD
APR 27 1959





